



Adolf Ahrens   Rudolf Ahrens

## **Die Heide, das Kleinod der Stadt Rostock : Geschichten und Bilder für Freunde der Heide**

2., verb. u. verm. Aufl., Rostock: Behrend & Boldt, 1920

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn842562370>

Druck   Freier  Zugang      OCR-Volltext

# Die Heide, das Kleinod der Stadt Rostock

Geschichten und Bilder für Freunde der Heide

von Adolf und Rudolf Ahrens

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage

Mit einer Kartenskizze



Verlag — Behrend & Boldt — Rostock.

H. 56. lv.

# Die Heide, das Kleinod der Stadt Rostock

Geschichten und Bilder  
für Freunde der Heide

von  
Adolf und Rudolf Ahrens



Zweite verbesserte und vermehrte Auflage  
Mit einer Kartenskizze

Verlag — Behrend & Boldt — Rostock  
1920



## Vorwort zur zweiten Auflage

---

Der unerwartet schnelle Absatz der ersten Auflage ist den Verfassern ein Beweis, daß der grüne Heide-  
wald, das Kleinod unserer Stadt, viele Freunde nah  
und fern hat. Möge die zweite verbesserte Auflage  
diesen Kreis ständig vergrößern! Auf Wunsch vieler ist  
dem Büchlein eine Kartenskizze beigegeben und ein Ab-  
schnitt „Winte für den Heidewanderer“ angefügt  
worden.

Pfingsten 1920.

A. u. R. Ahrens.

## Literatur

---

- L. Dolberg, Küstenwanderung (vergriffen).  
Krause, Die Rostocker Heide im Jahre 1696. Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock.  
Geschichtliches aus der Rostocker Heide. Rostocker Btg. 1874.  
Seiniß, Geologischer Führer.  
F. Völkner, Die Rostocker Heide. Niedersachsen.  
Trojan, Von einem zum andern.  
Koppmann, Brüche und Schläge in der Rostocker Heide. Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock.  
Krause, Private Ratsjägermeister im 16. und 17. Jahrhundert. Ebendort.  
Rästner, Die nordöstliche Heide. Mitteilungen der geologischen Landesanstalt.  
Krause, Geschichte der Heide. Rostocker Btg. 1906.  
Krause, Siechentapelle an der Ribnitzer Landstraße. Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock.  
Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg.  
J. Trojan, Aus der Rostocker Heide. Nationalzeitung 1883.  
J. Garthe, Führer für die Exkursion der XII. Versammlung mecklenb. Forstwirte 1884.



## Inhalts-Verzeichnis

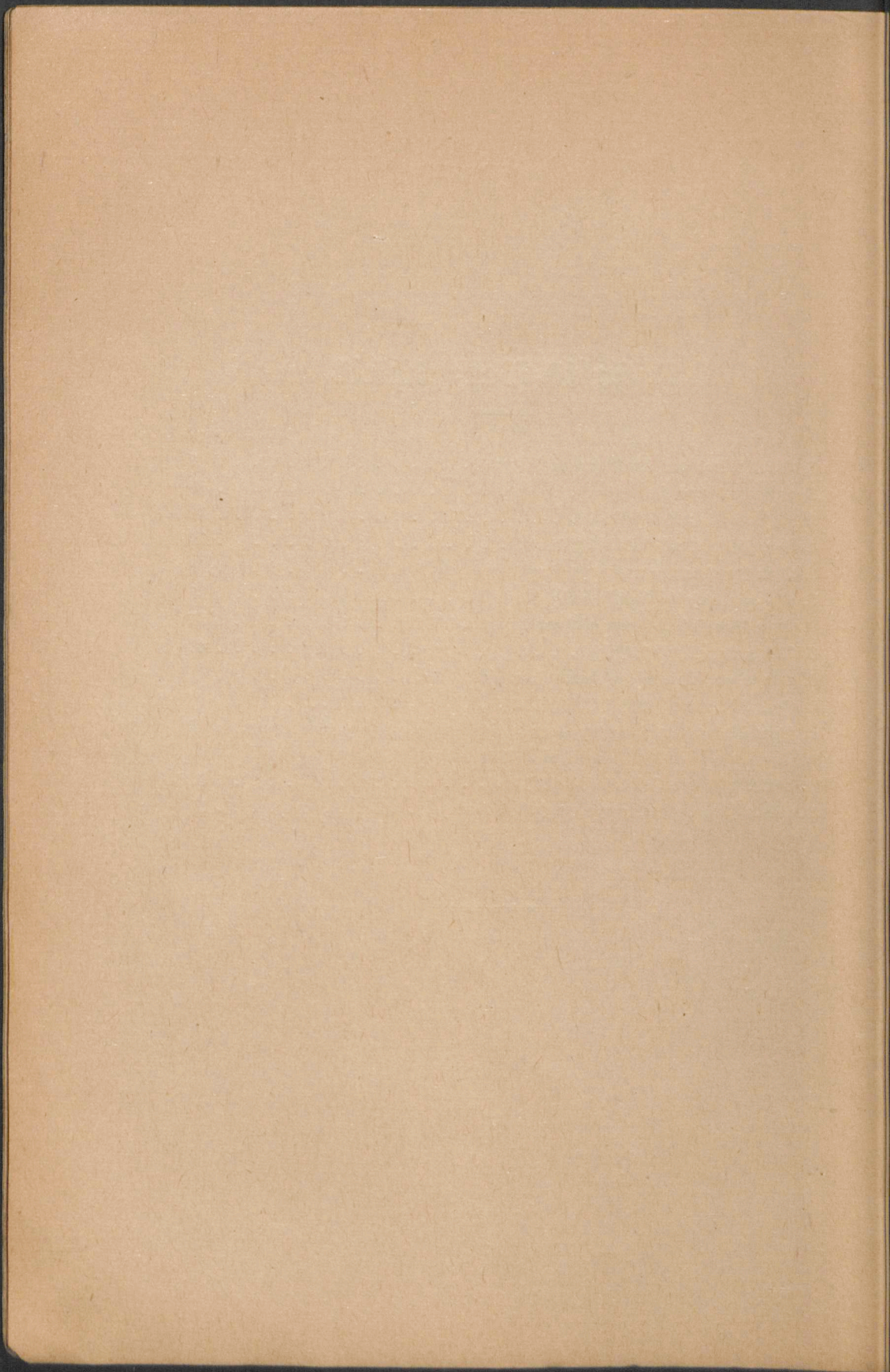
---

|   | Seite |
|---|-------|
| 1. Das Kleinod der Stadt (mit 2 Bildern) . . . . .  | 7     |
| 2. Der Wald (mit 1 Bild) . . . . .  | 13    |
| 3. Küstenwald (mit 1 Bild) . . . . .  | 18    |
| 4. Der gütige Wald (mit 1 Bild) . . . . .   | 22    |
| 5. Vom Teerschweler und vom Pechschaber (mit 1 Bild) . . . . .                                  | 28    |
| 6. Die grause Heide (mit 1 Bild) . . . . .  | 31    |
| 7. Vom Moorhof und vom Störtebeker (mit 1 Bild) . . . . .                                       | 37    |
| 8. Muggenburg (mit 1 Bild) . . . . .  | 40    |
| 9. Das Waldhaus und der Barnezstrom (mit 1 Bild) . . . . .                                      | 43    |
| 10. Fort Hindenburg (mit 1 Bild) . . . . .  | 47    |
| 11. Vom Stobusbaum, von der Borwinseiche und von den Huddelbäumen.<br>(mit 2 Bildern) . . . . . | 52    |
| 12. Der Älteste der Heide (mit 1 Bild) . . . . .  | 56    |
| 13. Winke für den Heidewanderer (mit 1 Karte) . . . . .   | 59    |

---

---





## Das Kleinod der Stadt



ort hinten im Osten, am Rande des Himmels zieht sich ein langer, schmaler Waldstreifen hin. Heute, bei klarer Sicht, ist er dir greifbar nahe, und morgen, bei diesigem Wetter, rückt er in große Weite und scheint dir so fern, ach so fern. Es ist ganz so, wie mit dem Glück. Heute ist's dicht bei dir, und du willst schon deine Arme ausstrecken und es umfassen, und morgen stehst du und hältst die Hand über die Augen und spähest in die ferne Weite, und das Herz ist dir schwer und leer.

Nah am Meer steht der Rosenort, und dicht dahinter steckt die „hoge Schnut“ sich ins Wasser. Und dann zieht dein Auge einen



Waldfrug in Hinrichshagen.

langen, geraden Strich nach Süden zu bis zum Schnatermann. Der Strich aber ist nur durch die Weite gerade, denn eigentlich sind es

lauter Baumkronen. Bist du ein besinnlicher Mensch und hast nicht gerade das Amt, eilige Depeschen auszutragen, so kannst du gut und gern einen halben Tag annehmen, willst du vom Rosenort zum Schnatermann gehen. Und hinter diesem Strich geht's dann stundenweit in die grüne Wildnis hinein, und wenn du meinst, du seiest nun am Ende, dann kommen noch wieder viele grüne Bäume.

Dieser Wald, die Rostocker Heide, gehört schon seit langen Jahrhunderten den Bürgern der Stadt. Dann gehört aber auch mir ein Stück davon. Ich bin Rostocker Bürger und habe in der getäfelten Ratsstube meinen Bürgereid geschworen. In meinem Schreibtisch liegt der Brief darüber und kostet zehn Taler. Also gehört auch mir ein Stück des Waldes. Wieviel wohl?

Ich kenne einen Menschen, selbiger ist in all seinem Rechnen furchtbar genau, und als er einmal erfahren hatte, daß der kleine Staat, dem er angehörte, eine Schuldenlast von 103 Mark 25 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung hatte, da fühlte er sich todunglücklich, bis ihm sein kärgliches Einkommen gestattetete, 103 Mark 25 Pfennig in einem Schächtelchen liegen zu haben, damit er wenigstens für seine Person die nötige Deckung hätte.

Ich aber bin von jeher mehr für das Positive und Greifbare gewesen, halte mehr von einem kleinen Plus denn von einem großen Minus. Ja, wieviel gehört mir denn von dem großen Wald?

Nun, es ist die Heide, wie das Volk sagt, „säben Meilen rundüm“. Wie könnt's wohl anders sein bei dem Wald der Stadt, die die Siebenzahl so oft aufweist. Diese sieben Meilen umfassen ein Gebiet von fast 3 Millionen Quadratrußen oder, wenn du dich in diesem Bauernmaß nicht auskennst, so will ich's anders sagen: 5500 ha. Auf einem Quadratmeter wächst ein Baum, kleinere mehr, größere weniger, auf einem Ar hundert, auf einem Hektar aber 10 000. Wieviel also? Bub, komm her und hilf rechnen! Wir sind 80 000 Rostocker Bürger, gut gerechnet, da kriegt jeder 700 Bäume. Was? Du meinst, die vom Lande wollen auch was haben? Nun, zu was sind denn die 22 Stadtgüter da? He?

Ich weiß nur noch nicht, wähle ich mir meine Bäume aus den schönen Buchen am Kirchsteige, der immer die Leute vom Schnatermann und vom Stuthof in die Kirche zu Rövershagen führt oder auch in die Heideschenke zu Hinrichshagen? Oder so eine hohe Tanne mit kerzengradem Stamm so hoch, o so hoch? Vielleicht eine von

den Hegertannen dort oben am Teerofenweg? Die sollen ja aber eigentlich für den Schiffsbau „aufgehegt“ werden. Da werde ich dann wohl hier eine Eiche nehmen, vielleicht am Kanal, die sind schön alt und knorrig, und dort eine Buche aus dem Schnatermannschen Revier. Und halt! Ja, eine Fichte mit so langen, rotgoldenen Zapfen muß ich doch auch haben. Wenn dann aber mal ein Berliner



Vorwinzeiche.

unter einem von meinen Bäumen liegen sollte, sag ich zu ihm: Du, geh weg da, der Baum gehört mir! Meinen Bürgerbrief aber müßte ich dann immer in der Tasche haben.

Aber die meisten Bäume wähle ich mir doch wohl dort oben am Meeresstrand, wo ich das Rauschen hören kann. Der, der in der Schwanberger Heide sein kleines Holzhäuschen hinsetzte, der Kommerzienrat, der ist ein kluger Mann. Der hört auch nachts beim Einschlafen den Gesang des Meeres. Das Rauschen des Waldes

und das Singen des Meeres gibt doch zusammen einen schönen Klang. Rauschen, ja das können auch die Bäume des Harzes und die im Thüringerwald. Aber sie können's nicht so wunderbar zusammenstimmen mit dem Wellenschlag des Meeres. Du gehst mitten im Wald, weißt nicht, bist du nah oder fern der Küste und tut das Rauschen der Wald oder schon das Meer? Oder klingt beides zusammen? Da tönt hinein ein lauterer Schall, nein, das ist doch schon das Meer, das um die Bühnen brandet. Dann spürst du auch bald den Atem des Meeres an der frischen Luft, und nun siehst du durch die Stämme weiße Wellenköpfe und ferne hinten ein Segel.

Ja, die Helde ist schön, ist ein Schatz, gar nicht mit Geld zu bezahlen, dünkt mich. Oder hast du vielleicht eine Münzensammlung? Hast du wohl alte Rostocker Pfennige darin? Ja, aber es müssen die richtigen alten Rostocker Pfennige sein. Die halte ja fest und wert, denn um 450 Mark solcher Rostocker Pfennige verkaufte am 25. März des Jahres 1252 der Fürst Borwin III. uns den Wald, der sich erstreckt „von Hinrichsdorf bis Mönkhagen, dann bis Völkshagen, hernach grade durch den Weg, welcher nach Ribnitz führt, bis an den Ort, wo einst Wilhelm Wulebresme getödet ward, dann den Jarnezstrom durch den Heuweg querüber bis an das Gestade des Meeres und längs dieses bis an das Ostufer der Warnow“.

Das war ein feines Geschäft. Für die Stadt natürlich. Das Geld war damals knapp und teuer. Sechs Last Korn, das sind 576 Rostocker Scheffel, konnte man für 30 Mark kaufen. Und wer in Verlegenheit war und Geld leihen mußte, konnte 10 % dafür geben, ohne daß der Gläubiger wegen Wucher vor Gericht geschleppt werden konnte. Man hat ausgerechnet, die Summe von 450 Mark damals seien jetzt 48 600 Mark und ich weiß nicht genau, wieviel Pfennig. Ein anderer ist mit seiner Rechnung auf 9450 Mark gekommen. Aber so oder so: ein feines Geschäft war es immer, für die Stadt natürlich. Ich hätte es auch gemacht, und wenn ich mir das Geld dazu hätte vom Juden holen sollen.

Die über den Verkauf ausgestellte Urkunde hätte eigentlich von vielen Zeugen unterschrieben werden müssen: Ratmannen, Rittern und Geistlichen. Aber damals gab es noch viele des Schreibens Unkundige, daran mag es liegen, daß nur die Namen der Zeugen in der Urkunde aufgeführt wurden. Borwin aber hängt sein Siegel in grünem Wachs an weißroter seidener Schnur unten an das Pergament. Und das war auch wohl schließlich die Hauptsache.

Die Väter der Stadt aber legten die Urkunde fein säuberlich in ihre Lade, einmal gehört sich das so, und zum andern, man kann nie wissen. So kommt es, daß noch jetzt das Stück als wertvollstes Urkundenmaterial im Ratsarchiv liegt. Dann aber gingen sie daran, den erworbenen Besitz für die Stadtkasse nutzbar zu machen. Sie rodeten und gründeten am Südrande des Waldes die Dörfer: Rövershagen, Wasmodeshagen und Porrikenshagen und nahmen von den Hufen ihre Abgaben, in slavischer Mark manchmal und manchmal auch in Röchlein, bauten auch eine Kirche im erstgenannten Dorf und richteten zwei Krüge ein, einen davon neben der neuen Kirche und „neben dem Kirchhofe“. Bald bauten sie noch das jetzt zweitgrößte Heidedorf und nannten es Hinrichshagen, weil, wie die Sage erzählt, die vier ersten Ansiedler alle den Namen Hinrich führten. Eine Röhlerlei gab es bald in Jörzhagen, heute heißt die Siedlung Jürgeshof; im weiten Walde entstanden Schäfereien zu Marktgrafenheide, Moorhof, Fulleri und Born und ein kleiner Hof zu Müggenburg. Von den letztgenannten vier Siedlungen ist nichts mehr als ihre Namen erhalten, vielleicht erzählen Namen wie die „wüsten Hufen“, „das wüste Feld“, die „Hufenheide“ u. a. von noch mehreren jetzt untergegangenen Siedlungen.

Später aber kamen Zeiten, wo man es einsah, daß es gut gewesen war, die alte Verkaufsurkunde so sicher aufzubewahren. Ein Fürst des Landes hatte der Stadt den Wald verkauft, ein Fürst des Landes, Herzog Karl Leopold (1713—1747), hatte ihn gern wieder gehabt. Das ging aber so zu:

Herzog Friedrich Wilhelm, sein Vorgänger, hatte von der Stadt das Jagdrecht in der Heide erhalten, aber mit ausdrücklichem Ausschluß „durchl. Successoren“. Zur Vermehrung des „hochfürstlichen Jagdplaisiers“ wurde nun das Wild geschont, und die wilden Schweine nahmen bald so überhand, daß „auch die Gotteshäuser, die in und an der Heide liegenden Dörfer, Höffe und Meyereien durch das gehegte Wild sehr ruiniert und also die Stadt in unerseklichen Schaden gesetzt ward“. Aber es kam noch weit besser. Herzog Karl Leopold, der erste Successor, mochte auch die Heide haben, um drin jagen zu können. Die Stadt brachte die Sache vor den Reichshofrat in Wien, aber ehe sich die gepuderten Perücken darüber schlüssig geworden waren, hatte der gewalttätige Fürst schon einen Leutnant mit 20 Dragonern nach Rövershagen gelegt, und die Stadt mußte sich bequemen, dem Herzog eine Wolfsjagd zuzu-

gestehen. Aber damit war dieser nicht zufrieden, und er war der mächtigere, der die Bürgermeister einfach ins Loch stecken ließ. So siegte er im Kampfe, und wenn er auch versprach, den Ruin der Bauern, Meyereien und Dörfer zu verhüten, er ging aufs Ganze. Zu „mehrerm Jagdplaisier“ ließ er 1717 „einige“ Jagdschneisen in die Stadtholzungen hauen. Fünf Wochen dauerte diese Arbeit, hundert fürstliche Bauern, die eine Hälfte vormittags, die andere Hälfte nachmittags, schlugen die Schneisen, „deren eine sogleich durchgeht, fünfviertel Meil Weg und 30 Schritt breit, dreizehn aber, so in die Länge und Quere gemacht, halb so breit“. Deputierte der Bürgerschaft wandten sich an Kaiser Karl VI., „die Hayde, das größte Kleinod der Stadt“, sei gänzlich ruiniert. Aber der Kaiser war weit, und wer kann sagen, wie es der Stadt mit ihrem „Kleinod“ ergangen wäre, denn dem Herzog standen 50 000 Russen zur Seite, die ihm Zar Peter zur Unterstützung, wenn auch in anderlei Sachen, geschickt hatte. Ihnen mußten die Bürger der Stadt 400 000 Pfund Speck liefern. Aber Karl Leopolds Stern sank, und als er in Dömitz einsam gestorben war, konnten sich die Rostocker wieder ungestört ihres Kleinods, ihrer Heide, freuen und vergaßen auch bald die vielen Zentner Speck. Aber von den Plackereien durch ihren Landesherren erzählen noch heute die Schneisen, die kreuz und quer durch die Heide laufen und von denen Kundige sagen, daß sie ganz zweckentsprechend geschlagen seien.



## Der Wald



ier und da sieht man in der Heide eine Sandgrube. Der Sandfurtsweg ist mit dem Sand daraus aufgeschüttet worden und der Fesselbrandweg und die Backofenschneise auch, wo sie durch Niederungen gehen. Solche Gruben offenbaren uns, wie die Heide unter dem grünen Waldboden geartet ist. Aber nicht nur der Spaten des Arbeiters, auch die zürnende See schneidet den Boden der Heide an und gewährt uns einen Einblick in die Kruste des Erdleibes. Wißbegierige gelehrte Leute haben dann noch planmäßig gebohrt, und auch der Brunnenmacher sagt uns, was er bei seinen Arbeiten gefunden hat. So kriegt man folgendes Bild des Heidebodens.

Auf dem Grunde des Geschiebemergels, der nur hier und da, besonders im Südwesten der Heide, zutage tritt, liegt eine Sandablagerung von oft mehreren Metern. In wechselnder Höhe, 30 bis 50 cm, oft auch noch tiefer, sieht man an den angeschnittenen Stellen eine 10—15 cm dicke Schicht von Ur- oder Ortstein, der Volksmund nennt sie Klashahn. Es ist eine Masse von rostbraunem Sand, der durch sauren Humus und Eisenoryd verkittet ist und so mehr oder weniger undurchlässig für Baumwurzeln wird. Hier und da ist der Heidesand zu Binnenlanddünen zusammengeweht.

An vielen Stellen finden sich vertorfte Niederungen; die Broot, die große Ramin, das Müßenbruch, die Bornswiese sind mehr oder weniger umfangreiche Hoch- oder Mischmoorflächen. Einige Wasserläufe durchschneiden die Heide und führen im Frühjahr größere Wassermengen. Aus dem Feuerstellenbach, dem Hohlebach, dem Rohrbach und dem Sandfurtsbach rinnen die Wasser zum Stromgraben; der Nadelbach bringt die Abflüsse von der Niederhäger Feldmark durch den Wald zum Breitling.

Dieser geologische Aufbau bedingt den eigenartigen Charakter des Heidewaldes. Die Bestände wechseln nach dem Untergrunde oft ganz plötzlich. Du schreitest durch hohen Tannenwald, freust



dich seiner Schönheit und möchtest den Pinsel Leistikows haben, um all die Pracht malen zu können. Nach wenigen Minuten rauschen Eichen über deinem Haupte, oder du schreitest durch einen Sumpf, der Jakob Ruisdal hätte zum Vorwurf dienen können.

Der Naturfreund hat seine Freude an dem Wald. Man hört ihn sonst so oft klagen, daß es keinen Wald mehr gäbe, sondern nur noch einen Forst, und wenn er bitter wird, redet er wohl von Balkenfabriken. Hier in der Heide braucht er nicht zu klagen, hier kann er noch den Wald, den echten deutschen Wald sehen.

Unter den Kronen des großen Waldes erhebt sich ein kleiner Wald, das Farnkraut. Man muß lange suchen, wenn man in deutschen Wäldern solchen Reichtum an Farnkräutern finden will. Ueber mannshoch, manchmal bis zu 2 m, erhebt sich der Adlerfarn, *Pteris aquilina*. Mancher Vater hat schon seinem Jungen eine Freude gemacht, indem er den Wurzelstock aus dem schwarzen Waldboden zog, ihn mit dem Messer quer durchschnitt und nun den weißen Adler auf dunklem Grunde leuchten ließ. Häufig ist auch der Königsfarn, *Osmunda regalis*, seltener der Berg-Schildfarn, *Aspidium Oreopteris*.

Auf den Brüchen duftet der Porst, *Ledum palustre*. Der Gagel, *Myrica Gale*, hat einem Bruch an der Stückenschneise den Namen gegeben. Der Botaniker kann sich sonst noch einiger Seltenheiten freuen, des nickenden Perlgrases, *Melica nutans*, und des Wald-Rispengrases, *Poa silvatica*; er sucht am Moorhof beim Heiligen See die deutsche Schneide, *Cladium marisius*, und stellt an vielen Stellen den siebenstrahligen Siebenstern, *Trientalis europaea*, fest und freut sich einiges, auch hier die Rostocker Kennewohn wiederzufinden. Nur er weiß den Standort der Linneblume, *Linnaea borealis*, und verrät ihn kaum seinem verschwiegensten Freunde, es könnte irgend eine Tertia darüber herfallen. Die Stechpalme oder Hülse, *Ilex aquifolium*, findet man verstreut an vielen Orten.

Und wenn der Naturfreund auch den Standort solcher Seltenheiten nicht kennt und er auch nichts von ihren lateinischen Namen weiß, er freut sich doch an all dem Reichtum. Er ärgert sich auch nicht über jeden Baum, den das Alter angefressen hat und den der Förster längst hätte fällen müssen. Er hat seine Freude an solchem Gnadenbrodbaum, und solche Freude hat auch ihren Wert, wenn sie sich auch nicht in Festmetern bestimmen läßt. Auch wo hier und da ein gestürzter Baum den Wurzelboden drohend aufreckt, da scheint's

ihm kein Unglück, wenn nicht morgen schon der Arbeiter kommt und ihn fortschafft. Hat er seine Kinder bei sich, so läßt sich's so schön Haschen darum spielen, und ist er gar Lichtbildner, so gewährt der schwarze Wurfboden einen schönen Hintergrund gegen helle Frühlingskleider.

Es stört den Naturfreund auch nicht, wenn ihm irgendwo im Walde eine Welle Holz begegnet, die schon so lange da steht. Als ob sie ganz vergessen wäre. Es ärgert den Naturfreund nicht, und wenn es seinen Wandergenossen ärgern sollte, so erzählt er dem



Farnkraut.

schnell eine Geschichte von solchem Holzhaufen und von Klas Peter Ahlenbein. Die geht dann vielleicht so: Klas Peter Ahlenbein lebte noch in jenen Zeiten, da in Warnemünde die zwölf Apostel regierten. Das heißt, sie regierten nicht viel, sondern begnügten sich mit dem Hasagen. Und übten daneben ihre kleinen Pflichten, verwalteten

die Ruhweide, sorgten für die „Fläken“, die schmalen Stege über die Riegen, und fütterten den Ortsbullen. Klas Peters Gaben sollten schon immer für dieses Amt wirksam gemacht werden, aber stets hatte er sich gesträubt, da sie denn alle „Bullenwadder“ zu ihm sagen würden. Und er gab nichts auf Titel und Orden. Als er dann doch zur Wahl kam und er sich zum Wahlessen einstellte — Grünkohl gab's immer und Pusterschinken —, da rief es schon bei seinem Eintritt: „Sun Dag, Bullenwadder.“

„Dor ist't all.“

Und er läßt Amt und Pusterschinken dahinten und kam nicht wieder.

Aber die ganze Geschichte ginge uns in unserm Heidebuche nichts an, wenn nicht zu dem Amt der zwölf Apostel auch ein Holzdeputat gehört hätte. Das wurde auch für Klas Peter Uhlenbein geschlagen und stand und wartete auf die Warnemünder Fölle. Bis denn mal der Förster sagte: „Si hebben dor twölw Apostels, äwer dor is doch uk woll'n Judas twischen. Sien Holt steiht nu all äwer'n Johr hier.“ Es blieb aber noch mehrere Jahre stehen, und wenn's sich jemand doch geholt hat, Klas Peter ist's nicht gewesen. Ja, es gab damals noch Originale, und Klas Peter war ein Original.

So, nun ist der Wandergenosse nicht mehr gram, wenn er so einen alten, verwitterten Holzhaufen sieht. Vielleicht ist's noch Klas Peter seiner, der dort schaut beinah so aus, als ob er's sein könnte.

Im Walde soll auch noch der Fischadler anzutreffen sein. Und auch der Schwarzspecht ist noch da. In der Birtheidenschneise nördlich von der Ruhschneise ist er gesehen worden. Es ist noch gar nicht lange her. Einmal flog er nach dem Jakobshorst zu, ein andermal nach der Kellerheidenschneise. Vielleicht sucht er die Springwurzel. Die soll er mir nächstens auch liefern, denn man muß sie haben, wenn man Schätze graben will. Ich will in der kommenden Johannisnacht in den Jakobshorst und nach Störtebekers Schätzen suchen. Man kriegt aber die Springwurzel also:

Man merke sich im Frühling, wo der Schwarzspecht in einem hohlen Baume nistet. Wenn er nun nach Nahrung ausfliegt, treibe man einen Keil in die Einflugsöffnung. Nun stellt man sich hinter einen Baum, bis der Vogel zur Futterzeit zurückkommt. Wenn er den Eingang verschlossen findet, wird er mit ängstlichem Geschrei um den Baum schwirren und dann plözlich nach Sonnenuntergang

fliegen. Schnell hole man nun einen scharlachenen Mantel, auch tun vier Ellen rotes Tuch denselben Dienst, und warte, bis der Vogel mit der Springwurzel zum Neste zurückkehrt. Sowie der Specht den Keil mit der Springwurzel berührt, fliegt dieser mit großem Knall aus dem Loch, wie ein Kork aus der Flasche. Dann breite man behende den Mantel oder das Tuch unter den Baum, so meint der Vogel, es sei ein Feuer, erschrickt und läßt die Wurzel fallen. Man kann auch ein wirkliches Feuer unter dem Baume anzünden und die Blüte von dem Kraute Spickenerdi darauf streuen. Ich werde einen roten Mantel nehmen, denn ich weiß nicht, wo das sonderbare Kräutlein wächst. Dann nimmt man die Wurzel, man muß aber jeden Tag ein Stückchen Kreuzholz daran binden, sonst verschwindet sie einem unter den Händen. Die Springwurzel aber öffnet den Zugang zu allen verborgenen Schätzen.

So, nun sind wir mitten im deutschen Märchenwald — dort kommen Blumenelfen und Wassernymphen, Mooswichte und Waldschrate, Kobolde und Schlangenkönige in unsere Träume. Doch von ihnen kann man mehr und Besseres in schönen Märchenbüchern lesen.



## Rüstenwald



**B**ei klarem Wetter sieht man von Warnemünde aus fern im Osten die Gut hart und scharf in der Kimmung stehen. Und doch sind es nahezu zwei Stunden für den Wanderer, ehe er jenen ins Meer springenden Punkt der Rostocker Heide erreicht. „Dei hoge Schnut“ nennt ihn auch das Volk oder mit mehr Poesie den „Rosentort“. Wobei denn Ort soviel wie vorspringende Ecke bedeutet, so wie bei Wiedort und Stolderort. Anderswo an der Küste nennt man es Höwt oder Haupt. Doch sucht man wohl jetzt die Rosen vergebens, die der Ecke ihren Namen gegeben haben könnten. Wenn sie ihn nicht seit langen Jahren getragen hätte, so könnte man versucht sein, zu glauben, daß der Dichter des „Rosentörnings“, Heinrich Seidel, den Namen erfunden hätte. Der weilte mit seinem Freunde Johannes Trojan jedes Jahr an diesem Orte, seit sie sich 1881 zum ersten Male hier getroffen hatten:

„Wir wandelten entlang den Ostseestrand,  
Ein schöner stiller Tag war's im September,  
Nur daß ein leichter Dunst, ein feiner Schleier  
Als wie ein Silberdunst die Ferne hüllte.  
An jenes Eichenwaldes Vorsprung bald  
Gelangten wir, wo knorrig, alten Kämpfern  
Vergleichbar, narbenreich gefurcht, des Waldes  
Zerzauste Vorhut, stand, verkrüppelt wohl,  
Zurückgebogen auch von rauher Stürme  
Jahrhundertlanger Wiederkehr, doch nimmer  
Gebrochnen Mutes — bereit zu neuem Kampf.“

In eines Dünenkessels weiter Senkung blüht eine Stranddistel, von allerlei fliegendem Getier umsummt, und als die beiden

Freunde sich in altem Wein zutrinken wollten, kam ein Trauermantel, setzte sich auf den Rand des Bechers und schlürfte von dem Weine. „Wirtshaus zur Stranddistel“ nannte Seidel die Stelle, und Jahr für Jahr kamen die Freunde hier zusammen, meist, wenn das Wetter „durchwachsen“ war, denn Seidel war gut angeschrieben beim



Windflüchter.

Wettergott, aber Trojan kam von seinen Wanderungen meist durchnäßt und naßglatt „wie ein Spickaal“ zurück. Das Kompromiß, das Sankt Petrus in seiner Vorliebe für Seidel und seinem Uebelwollen gegen Trojan schließen mußte, war eben ein Wetter, das „durchwachsen“ war. Als das Wirtshaus zur Stranddistel sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern konnte, im September 1906, da weilte nur Trojan dort: Du sollst leben, Seidel, so trank er dem fernen Freunde zu, den aber hatte schon der Tod gezeichnet. —

Dem, der zu Fuß zum Walde wandert, wird empfohlen, auf die Strandflora zu achten. In den Dünen findet er den Stranddorn, *Hippophae rhamnoides*, die landseitigen Böschungen sind mit Kiefern bewachsen, nackte Flächen mit Strandhafer, *Elymus arenarius*, gegen Verwehungen geschützt; dazwischen wuchert die Brombeere, *Rubus caesius*, entfaltet die Salzmiere, *Honkenia peploides*, ihre kleinen weißen Blüten zwischen den fleischigen Blättern, und wenn man Glück hat, kann man noch die blauen Köpfchen der Meerstrandsmännertreu, *Eryngium maritimum* entdecken.

Dann kommt der Wald zur Küste hinan. In weitem Rund schließt er die Wiese, das große Moor, ein, die Düne trennt diese von der See. Wenn man am Rande des Waldes steht, sieht man über die Kuppe der Düne hinweg wohl ein weißes Segel blicken, oder ein Dampfer malt seine Rauchfahne ans Himmelsgewölbe. Auch durch die Wiese ziehen wohl braune Segel. Auf dem Moorgraben, der durch die Niederung zum nördlichen Teil der weiten Heide führt, segeln die Warnemünder Jollen langsam dahin.

Wie ein schlafendes Heer liegt der Wald dahinten. Einen kleinen Vortrupp, den Birfort, einen kleinen „Drümmel“ von Tannen und Birken, hat er zum Schutze in die Wiese geschickt. An der Küste entlang steht eine lang ausgezogene Vorpostenkette: des Waldes zerzauste Vorhut. Sehrend streckt die Birke dort ihre Arme zu den fernen Genossen im Walde. Kahles Gezweig, narbenreiche Aeste aber weist sie dem Feinde, dem Meere. Die Wellen lecken in stürmischen Zeiten den Kamm der Düne, aber vergebens ist ihre Sehnsucht nach dem Wald. Grollend laufen sie zurück. Da kommt der Verbündete des Meeres, der Wind, und zerzaust den Baum im Dünengrase. Ohne Erbarmen pflückt er Blatt um Blatt, knickt die dünnen Zweige und entführt den trocken gewordenen Ast. Und auf seinen Flügeln sitzt das feine, leichte Sandkorn und hilft beim Zerstören. Seine mahlende, reibende Tätigkeit tötet jedes Zweiglein, das sich aus dem weithin zum Walde ausladenden Dach hinauswagt. Wind und Sand schaffen jene wunderlichen Gebilde, die wie mit zerzaustem, flatternden Flaggentuch zum Walde hinüberwinken.

Aber dicht hinter der Düne, geduckt im hohen schlanken Strandgras, gedeiht auch der Baum. Es ist, als ob er alles Leben und alle Kraft, die dort oben nutzlos verbraucht wurde, hier unten zur Entfaltung bringen möchte. Wie dicht verwachsen ist das Laubdach der Buche, wie üppig wuchert dort die Kiefer, wie kugelrund steht der Wachholder da. Aber wehe, wenn sie sich zu sehr erheben und die „Schuling“ verlassen wollen! Wie Leichengebein liegen die hellen vertrockneten Aeste der zu hoch Hinausstrebenden da, und das lebende Grün am Boden rankt um das Totengebein.

Ein wenig weiter vom Feind steht eine schwerere Truppe: die Eiche. Das „Sandgebläse“ von der Düne dringt nicht mehr herüber, aber der Sturm aus Norden zerstört doch die seewärts stehenden Aeste. So sind auch die am Waldrande wie Vorposten stehenden

Eichen meist „Windflüchter“, und nur die nach Süden gerichteten Teile der Krone sind voll ausgebildet.

Der Schutzgürtel des Waldes ist nicht sehr breit. Bald hinter den Vorposten trifft man hohe, schlanke Tannen, und weiter die Küste hinauf nennen die Fischer einen Ort „dei schieren Bäumen“. Da schauen zwischen den verkrüppelten, narbenreichen Vorposten die Elitetruppen des Waldes auf die See hinaus und grüßen den Fischer, der in seiner Jölle vorübersegelt.





## Der gütige Wald



Im 6. Jahrhundert lebte unter den Franken ein römischer Dichter mit Namen Venantius. Der besang einmal den deutschen Wald und nannte ihn den gütigen, weil er alles lieferte, was zum Bau eines Hauses not war.

Das ist ein schöner Name auch für unsere Heide: der gütige Wald. Die Heide ist auch mir ein gütiger Wald. Das ist mir besonders in den Zeiten des Krieges gut bekommen. Sie hat mich nie ohne Gastgeschenk entlassen, wenn ich zum Besuch bei ihr weilte: ein selig Vergessen aller Herzensnöte, einen neuen Mut zu frischer Arbeit, eine bis in die Spitzen mit gesunder Waldluft gefüllte Lunge, eine warme gemütliche Ofenecke. Die letztere mit Reisigbündeln, Wurzelkloben und Fichtenzapfen.

Weißt du noch, wie wir aus dem Bauernbau kamen mit Rucksäcken, Taschen und Netzen? Alles gefüllt mit den schuppigen, goldenen Zapfen? Und keiner war unter 15 cm. Nachher, als wir's zu Haus zählten, waren's gerade 1001. Wie sie knatterten in unserm grünen Ofen. Ja, die Heide ist mir allezeit ein gütiger Wald gewesen, und das ist mir in den harten Zeiten des Krieges besonders gut bekommen.

Ich habe auch meine Apfelbäume in der Heide. An der Nadelwiese, im Ahlenbrock, am Hilgensee hin stehen sie, wohl zusammen ein Dutzend. In dem einen Kriegswinter haben sie mir wohl einen Zentner getragen, im andern kam ich zu spät, da hatte der Wind sie geschüttelt, und die Sauen haben sie dann gefressen. Groß ist die Frucht nicht, so klein, daß sie sogar durch die Maschen des Höchstpreisnetzes hindurchschlüpfen. Wer unvorbereitet hineinbeißt, dem wird drei Tage das Sprechen schwer, und acht Tage hat sein Lachen etwas schmerzlich Srienendes. Aber mein Weib hat doch den Saft ausgepreßt, da sah er aus wie Malvasier und gekocht gar wie roter Burgunder. Und ei, die Suppe davon! Ich werde mir

auch meine Waldäpfel holen, wenn auf dem Kirchplatz wieder Bauernwagen voll Obst stehen.

Auch die Schlehenbeeren werde ich nicht verachten, wenn's uns wieder besser geht. Sie machen zwar auch einen engen Mund, „Mulkrekers“ nennt sie darum das Volk, und in Wahlversammlungen würden sie sicher oft gute Dienste leisten. Aber wenn erst ein gelinder Frost über die Büsche gegangen ist, dann hat er viel von dem Sauren mitgenommen, die Suppe davon ist gut, und gedörrt halten sie sich lange. Am Moorhof, an der Stückenschneise stehen sie viel, und die Früchte sind so groß wie kleine Kirschen.

Für den Mittagstisch liefert die Heide oft ein Pilzgericht. Unter den Bäumen des Schnatermannreviers, aber auch an andern Stellen, wächst der Champignon und der Steinpilz, auch in der „kleinen Heide“, dem Waldgebiet westlich des Kanals, findet man ihn viel. Auf den Moospolstern der Lannenschläge stecken Hahnenkamm und Pfifferling ihren Kopf hervor, und der Maronenröhrling wird viel gepflückt. Wer sich genauer mit den „Schwammerln“ auskennt, wird noch manche andern genießbaren im Walde finden.

Auch für den Kaffeetisch sorgt die Heide. Die schönen großen Eichelfrüchte geben dem Roggenkaffee den dunklen Ton. Wenn aus Santos wieder der Kaffee kommt, — meinetwegen, ich bleibe bei meinem Heidekaffee. Bentnerweise sind aber auch die Eicheln von Schweinehaltern aus der Heide geholt, und sie füllten die Tröge der Schweineställe.

Die umliegenden Höfe hatten es bequemer, sie trieben die grunzenden Herden in den Wald. Bloß, daß die Gefahr bestand, daß eins von den Tieren verloren ging. Der alte Sauhirt südlich von der Postwiesenschneise hatte 1918 eine Sau verhütet: „Weit dei Düwel, wur dat Beist is! Hett woll irgendwur Farken kregen.“ All sein Suchen war vergebens. Ein wilder Eber, der sich bei den zahmen Sauen beliebt machen wollte, hat dann den alten Mann jämmerlich geschlagen, so daß er den Tod davon nahm. Bis 1790 trieb man allgemein die Schweine in die Heide, und noch vor einem Menschenalter glaubte man die hellere Färbung der wilden Schweine darauf zurückführen zu können. Die Eichel- und Buchelmast war in alten Zeiten der wertvollste Ertrag der Wälder, so im Vordergrund stehend, daß man bei den Wäldern als Maß benutzte: wieviel Schweine drin „feist“ werden können. Wo man Entfernungen mit einem „Sunnenblaff“ und „ne Piep Tobak“ bestimmte und

die Größe von Gewässern nach der Anzahl der Wadenzüge. Ein glückliches Ohngefähr stand über dem Rechnen und Messen der Vorfahren.

Diese Tage habe ich auch meine Heidebutter gekriegt. Das ist das Oel aus den gesammelten Bucheln. Gegen 15 Zentner hat die Warnemünder Schuljugend im letzten Kriegsherbste aus der Heide geholt, und das gibt einen Zentner Oel. Da soll es nach langer Zeit in manchen Küchen wieder Pfannkuchen gegeben haben.

Schafe und Pferde fanden in früheren Zeiten auch ihre Weide im Walde und noch jetzt die Kühe der Forstarbeiter und Kossaten.



Hexenhäuschen.

Obenan stand aber allezeit das „Jagdplaisier“. Dessen konnten sich alle erfreuen, die zu Rostock gehörten; Ratsherren und Bürger, auch die Warnemünder. „Von alters her ist unsern Bürgern, so Jagthund, Wind und Pfand gehalten, frey gewesen, auff der Staat gütern zu jagen, und wird solches auch keinem unser Bürger gewehret, sofern er sich des Jagens zu unzeiten, und wen billich das wilt geheget werden sol, nicht gebrauchet.“ So heißt's in einer Polizei-Ordnung vom Jahre 1576. Wer aber selber des Jagens unkundig war oder kein Vergnügen dran fand, konnte sich auf seine

Kosten einen Wildschützen halten, mußte aber „unter seiner eigenen Hand und Pitschafft einen Schein dem Schützen mittheilen, daß der solchen den Heyd-Vögten einhändige“.

Ein reicher Mann hat jetzt die Jagd der Heide gepachtet und darf Jahr für Jahr 115 Sauen, über 100 Stück Rotwild, 36 Rehe abschießen. Dafür zahlt er drei große Beutel voll Geld. Ist das Vergnügen damit zu teuer bezahlt? Meine Freude am Wild ist aber wohl kaum geringer als die des reichen Mannes. Und doch muß ich mich auf das Beobachten des Wildes beschränken. Zwar die Sauen kriegt ein Heidewanderer nur sparsam zu Gesicht, aber am Hüttelmoor kann er manchmal ein Schock Hirsche stehen sehen. Es soil Leute geben, die daran größere Freude haben, als wenn sie das Recht haben, dazwischen zu schießen.

Der gütige Wald gibt uns auch von seinem Reichtum an Holz. Ob man den immer so recht geschätzt hat? Und ob davon die Stadt-klasse immer die rechten Einnahmen gehabt hat? In früheren Jahrhunderten konnte sich Holz holen, wer wollte. Nur die Eichen wurden mehr geschätzt, wohl wegen des Schiffbaues. Ja, der Schiffbau hat immer viel Holz gebraucht, und manche schlanke Tanne hat als Mastbaum den Greif in ferne Meere getragen. Damals als die Rostocker Seglerflotte noch an 600 Schiffe zählte. Auch die „Bodeter und Bentschneider“, die Böttcher und die, welche die Bänder um die Fässer arbeiteten, in Rostock kriegten viel Holz aus der Heide. Ihre Tonnen, die sich weithin eines guten Rufes erfreuten, gingen mit Salz nach Skanör, brachten von dort Heringe mit, trugen Rostocker Bier in alle Häfen, dienten als Verpackung von Wein und Oel, Butter und Honig, Asche, Teer, Pech, Aepfeln, Pelzwerk und Büchern. Was muß es damals für Tonnen gegeben haben! So manche Eiche wird ihr Holz für Tonnenstäbe geliefert haben. Der Serber bekam die Loh.

Aber sonst war man doch mit dem Brennholz nicht so recht sparsam. Zum Bürgerjubiläum gab's einen Faden Blankholz, auch wohl noch mehr, und zur Besoldung der Stadtväter gehörte sicher auch ein Holzdeputat. Als Ehren Jakob Böhmer 1579 nach 14jähriger Betreuung seine Warnemünder Gemeinde verlassen wollte, hielt man ihn damit, daß man ihm „tein Wöder berneholt uth der Rostocker Heide anlawte und tauschte“.

Als die große Sturmflut des Jahres 1872 dort oben an der großen Wiese die Dünen durchbrach, führten die Fluten viel ge-

geschlagenes Holz in den Breitling und beim Abflauen das auslaufende Wasser durch den Strom in die See hinein. Was sollte es da draußen? Es konnte der Schifffahrt gefährlich oder schließlich von den Dänen aufgefischt werden. Was sollten die Pinegrappers damit? Da barg man es denn lieber, als es uns vor der Tür vorübertrieb, in den Warnemünder Kellern. Aber es war doch undankbar, daß hernach der Hegediener erschien und alles Holz wieder einforderte. Da hätten's denn doch auch die Dänen kriegen können.

Mehrere große Holzlagerplätze, Moorhof, Schnatermann, Rövershagen, sammeln die geschlagenen Holzmassen, Kossaten und Fuhrleute fahren es dahin zusammen. Von da kann es dann mit der Bahn oder auf dem Wasserwege gut verschickt werden.

Der Torf, der in den Heidemooren steht, ist in früheren Zeiten auch geworben. Schon 1760 wurde von zwei Rostocker Kaufleuten der Kanal durch „die mohrichte Heide“ ins große Wiesenmoor gegraben, um einen bequemen Abfuhrweg zu schaffen. Lange hat es nicht gedauert, und ich weiß nicht, ob die Leute Seide dabei gesponnen haben. Es heißt, der Torf hätte beim Brennen scheußlich gerochen, was doch gar nicht seine Aufgabe ist, er soll heizen. Vor dem Kriege waren die Leute eben verwöhnt und kauften den Torf nicht. So ging der Betrieb ein. Aber der Moorgraben ist geblieben, und Marktgrafenheide soll seinen Namen von ihm haben. Ich glaub das nicht, ich denke noch immer an die Zeiten des Mittelalters, als der Brandenburger Marktgraf bei uns kam, manchmal als Freund, manchmal wohl auch als Segner. Sicher hat er dann auch sein Weidwerk in der Heide getan, und etwas wird schon an der Sage sein, daß ein Marktgraf im Forst begraben sei, in einem goldenen Sarge, den Trägern habe man die Augen verbunden. So denk ich doch, hat die Marktgrafenzzeit den Namen geschaffen. Und ich meine immer, den Namen Schnatermann hat er auch bei uns hinterlassen. Fontane erzählt in seinen märkischen Romanen auch von einem Schnatermann und von einem Schnatermannstage. Wenn man Frau Sage hört, so sagt sie: Dort sind einst am Rande des Breitlings in grimmem Winterwetter zwei Schiffer gestrandet, davon der eine so erstarrt gewesen sei, daß er nur noch hätte schnatern können. Wenn man aber die Sprachforscher hört, so sagen sie uns, daß Schnat soviel wie Waldgrenze heißt und mit snade, soviel wie durch den Wald gehauener Weg, auch mit unserm bekannten Schneise verwandt ist. Man kennt auch anderswo ein Schnatgangsfest, wo

Gemeinden durch ihre Vertreter die Grenzen ihrer Gemeindegrenzen begehen ließen, damit sie mal allenthalben nach dem Rechten sehen. Den Moorgraben aber hat man 1883 bis zum Moorhof verlängert, — der stinkende Graben heißt er auf einer Karte vom Ende des 18. Jahrhunderts —, und nun ist er ein feiner Weg für die langen Baumriesen, die die Reise in Flößen antreten, und für all das Fadenholz, das die Warnemünder in ihren Tollen holen, oder auch die Groß-Kleiner oder die Rostocker.

So ist die Heide ein gütiger Wald. Er füllt jetzt die Stadtkasse Jahr für Jahr mit einem Reinertrage von über 200 000 Mark. Und dabei sind denn meine Äpfel und Tannenzapfen gar nicht gerechnet. Gerechnet ist auch nicht all der Frohsinn und die Gesundheit Leibes und der Seele, die sich die Leute aus dem Walde holen.

Es walten aber über der Heide fünf Förster, daß alles seinen guten Gang gehe. Sie wohnen im Schnatermann, in Wiethagen, in Hinrichshagen, in Torfbrücke, in Meyershausstelle. Und über dem ganzen wacht und sieht nach dem Rechten ein Forstinspektor, der wohnt zu Rövershagen. Dann gibt es noch Jäger und Unterförster, Baumläufer und Wildfahrer. Und viele Forstarbeiter. Sie bewohnen die hübschen Katen in den Heidedörfern, meist sind es neue schöne Häuser, von denen ich wohl eins haben möchte. Was meint ihr zu dem auf dem Sandberge in Hinrichshagen? Dort, wo die roten Geranien vor dem Fenster stehen? Man sieht, daß man in einem Walddorf ist, wo mit dem Holz nicht gespart zu werden braucht. Das Loblied des alten Venantius hat noch Geltung:

Schutz, wie ihn sonst nur gewähren Stein, Mörtel und Sand  
im Verein,

Einzig erbaut und allein ihn uns der gütige Wald.

Luftig umgeben den Bau im Geviert hochbogige Lauben,  
Bierlich vom Meister geschmückt, reizvoll in spielender Kunst.



## Vom Teerschweler und vom Pechschaber



In dem großen Walde sind mir schon allerlei Menschen begegnet. Solche, die einsam mit stillen, verträumten Augen durch das Grüne wandelten, und andere, die paarweise gingen und sich an der Hand hielten. Andere zogen in Scharen singend und jauchzend durch den Wald. Am Rande der Waldwiese sah ich den Jäger stehen, und in den tiefen Waldwegen trieben Fuhrknechte ihre schwer ziehenden Säule an. Mit den Holzhauern habe ich geschnackt und auch manchmal ein Beerenweib angetroffen. Aber die Leute, die man sonst wohl in Gebirgswäldern antrifft, da, wo Peter Rosegger seine Heimat hat, habe ich noch nicht gesehen, den Wurzner, den Pechschaber und den Ameisenwühler. Den vierten, den er auch noch nennt, den Wilderer, mag es auch schon in unserm Walde geben, aber ihn kriegt man nicht zu sehen. Mich verlangt auch nicht nach ihm, aber die andern drei Waldmenschen hätt ich gern in meiner Heide. Und doch, den Ameisenwühler hab ich auch mal getroffen, aber es war kein richtiger, keiner, der aus dem allebendigen Ameisenhaufen sein Brot herauswühlt, sondern höchstens einer, der seine Lust dran hatte, mit seinem Wanderstabe die Stadt der emsigen Tiere zu zerstören, oder einer, der ein totes Fröschlein oder eine tote Maus sich fein von den fleißigen Tieren präparieren ließ und dann das saubere Skelett mit nach Hause nahm und in seine Sammlungen stellte. Und Wurzner? Nein, denn wenn auch einer mal den Adlerfarn aus dem Boden zieht und seinen Buben den weißen Adler in der Wurzel zeigt, ein Wurzner ist er nicht. Und doch mag im Walde manch heilkräftiges Würzelchen zu finden sein, aber es kommt keiner, es zu suchen.

Den Pecher oder Pechschaber kriegte ich auch nie zu Gesicht. Uebersehen kann ich ihn kaum haben, denn man riecht ihn schon von weitem und sieht ihn glitzern durch das Dickicht, die Hacke glitzert, mit der er das Harz von den Bäumen schabt, die Steigeisen glitzern, vermittels welchen er an den schlanken Stämmen emporklettert.

Und die Lederhose glizert, und der mit Pech völlig überzogene Lederpanzer glizert, und die Scheide des langen Messers an der Seite glizert und entsetzlich das schwarze Glutauge. So hat ihn Rosegger gesehen. Der Pecher verwundet die Bäume gar arg, und zuletzt sterben sie dran. Darum mag man auch wohl den glizernden Gesellen nicht in der Heide finden, denn die Bäume sind zu schade.

Aber den Schweler kennen wir, seinen zivilisierten Vetter. Er klettert nicht mit Steigeisen und Messer an den Tannenstämmen in die Höhe, an seinem Wams kleben die Falter nicht fest, und sein Bart vermag keine fallende Tannennadel klebhaft festzuhalten. Er fährt sich seine Kloben zu seinem Teerofen und packt sie hinein. Dann heizt er an und sammelt das herausrinnende schwarz gewordene Harz und nennt es Teer. Davon hastet auch wohl ein gut Teil an seinen Kleidern, und den Duft davon kann man reichlich wahrnehmen. Aber seine Wohnung sieht nett und rein aus, und wenn man hineinkommt, freut man sich der Sauberkeit. Wenn man am Südrande der Heide entlang wandert, kommt man zu den beiden runden Kuppelöfen und zu dem netten Häuschen.

In früheren Zeiten war die Sagengestalt des Röhlers häufig in der Heide zu treffen. Am Kanal steht noch ein kleines Häuschen, das heißt noch jetzt die Röhlerlei, auch wohl das Herenhäuschen. Und Teerofenschneise, Teerofenweg, Röhlerbrandsweg, vielleicht auch Fesselbrandsweg erzählen, daß in früheren Zeiten weit mehr Harz und Teer und Kohlen erzeugt wurden.

Für den weiten Wald ist es aber doch nur wenig, was so ein einziger Schweler jetzt an Baumfett daraus hervorholt. Wir gebrauchen das Harz so nötig, das Papier wäre nicht zu gebrauchen, und Seife und Firnis und Schmieröl können auch das Harz oft nicht recht entbehren, gar nicht zu gedenken des Fiedlers, der seinen Bogen damit streichen muß. Ich möchte das Geld haben, das Jahr um Jahr ins Ausland für fremdes Harz geht. Es soll an eine Viertel Million Mark sein.

Da ist nun der Krieg gekommen und mit ihm die Absperrung und mit ihr der Pecher. Auch in unserm Wald; da oben nach der Eckersaat hin, wo die hundertjährigen, schlagreifen Tannen stehen, hab ich sein Arbeiten zuerst gesehen. All die großen Tannenbäume hatte er angeschlagen, wohl einen Meter lang war die Wunde, welche er ihnen beigebracht hatte, und die Späne lagen weit umher. Unten aber in der Wunde hatte er einen kleinen gebogenen Blechrand befestigt, etwa so sieht er aus wie ein Mützenschirm. An anderen



Stellen stellte er kleine Blumentöpfe darunter, aber sie hatten kein Loch im Boden, damit das Blut der Bäume darin bliebe. Und so ging's durch den weiten großen Schlag. Der Pecher bringt die Bäume zuletzt ums Leben. Aber diese Tannen waren doch dem Holzhauer



Teerschwelerei.

verfallen und werden dem Menschen zu vielen Dingen nützen. Nur wird vielleicht der Rienspannhändler nicht mehr viel daran verdienen können. Doch dessen Zeiten sind ja auch so vorüber. Aber den Pecher selber hatte ich immer noch nicht gesehen, nur seine Arbeit. Drum ging ich den nächsten Tag wieder hinaus in den Wald, um den glühenden Gefellen zu suchen. An vielen Stellen fand ich, daß er schon da gewesen war. Die kleinen Töpfe waren geleert, und die Blechschirme frei von Harz. Durch manches Dickicht bin ich gestreift, endlich sah ich ihn. Oder sogleich ihrer zwei. Dort füllten sie den klebrigen Stoff in ihre Eimer und schabten aus der Wunde das gelbe Blut der Tanne. Als ich ein Gespräch mit ihnen anfangen wollte, ob sie Peter Rosegger kannten, da meinten sie: „Nix deitsch.“ Und da sah ich denn auch schon die gelben Streifen in ihren abgetragenen Beinkleidern. Da bin ich still von dannen gegangen, denn mit Kriegsgefangenen soll nicht reden, wessen Amtes das nicht ist.



## Die grause Heide



Durch die grüne Heide wandelt Frau Sage in altersgrauem Gewande. Sie behält alle alten Geschichten, sie hat einen „bihöllern“ Kopf. Dabei ist sie Poetin und überrannt alle ihre Erzählungen mit den Gespinnten ihrer Phantasie. Man hört ihr gerne zu, aber man muß ihr nicht alles glauben. Am liebsten erzählt sie von Geister-spuk und Blutvergießen.

„Wo einst Wilhelm Wulebresme getötet ward.“ So sagt die alte Urkunde von 1252. Frau Sage weiß noch mehr: Wilhelm Wulebresme war ein Uhrmacher. Man denke: Um 1252 wandert ein Uhrmacher durch den Heidewald; wo doch die erste Turmuhr genau hundert Jahre später auf dem Straßburger Münster entstand und die Taschenuhren erst gar um 1500 erfunden wurden. Nein, Frau Sage, zu grob mußt du deinen Faden nicht spinnen. Auch das nehme ich dir nicht ab, daß Wilhelm Wulebresme an der Stelle erschlagen wurde, wo jetzt Schwarzenpfoß liegt, und daß dieser nüdliche Heidekrug seinen Namen von der schwarzen Untat erhalten hat. Ich glaube, ich habe mal von dir selber gehört, daß hier nahe der Grenze zwischen fürstlichem und städtischem Gebiet eine schwarze Tafel gestanden haben soll. Auf der Tafel war in weißen Buchstaben zu lesen, daß Bettler und Landstreicher, ich weiß nicht mehr, den fürstlichen oder städtischen Boden nicht betreten sollten.

„Wo Wilhelm Wulebresme getötet ward.“ So beginnt die Heidegeschichte mit Mord, und auf ihrem ersten Blatte sitzt ein rostbrauner Blutsfleck. Und im Gedächtnis der älteren unter uns lebt noch das Erinnern an eine andere Bluttat. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts tötete ein Seemann im nördlichen Teile der Heide ein Mädchen aus Graal und büßte nachher reumütig seine Tat auf dem Schafott. Ältere Heidekarten weisen noch an der Teerofenschneise den Namen Mordstelle auf. Von

Wilhelm Wulebresme bis zum Graaler Dorfmadchen Luise Harler hin weiß Frau Sage allerlei Verlässliches und Unverlässliches aus der Heide zu erzählen: von Mord und Totschlag, von Raub und Ueberfall, von Gespenstern und geheimnisvollen Tiergestalten. Wollen wir ihr eine Viertelstunde lauschen?

Da, wo die Wiethäger Schneise zur alten Graaler Schneise, jetzt zur Chaussee, stößt, liegt ein Tannenschlag und heißt das Bröderrecht. Es ist ein bekanntes Sagenmotiv, das zur Erklärung des Namens dient. Zwei Brüder kommen gemeinsam aus der Stadt. Der eine klappert mit Nägeln in der Tasche, als ob's Geld wäre. Der Bruder will davon haben, bittet erst, fordert dann, zuletzt kommt's zum blutigen Ernst, zum Brudermord. „Von Tickentacken kümmt Pullhacken“, sagt der Volksmund. „Denk an das Bröderrecht!“ mahnt Frau Sage.



Brandt's Kreuz.

Auch von einem Sumpf- und Wassergeist weiß sie zu erzählen, Triefend steigt er nachts aus einem Bruche und hält sich zu den Hirtenknaben, die ihre Pferde in der Nähe des Bruches hüten und sich ein Feuer angezündet haben. Er tut ihnen weiter nichts, so daß

er ihnen zuletzt ganz gewohnt und lieb geworden ist. Klatthammel nennen sie ihn wegen seiner triefenden Gestalt. Bis einmal ein Jäger zu ihnen kommt und sie fragt, wer das sonderbare Wesen sei. „O, dat's bloß uns' Klatthamel.“ „Was willst du hier, Geschöpf?“ fragt der Jäger und beschwört ihn im Namen der Dreieinigkeit, zur Ruhe zu gehen. „Das habe ich nur hören wollen“, sagt der Geist und verschwindet auf Nimmerwiederkommen. Ob die Pferdejungen ihren Klatthammel nicht vermisst haben und wo der Bruch liegt, der Klatthammels wässriges Reich gewesen ist, hat Frau Sage schon vergessen. Ich kann's dir also nicht sagen. Auch nicht, wofür er diese Strafe bekommen hat; denn als eine solche muß man seinen sumpfigen Aufenthalt schon ansprechen. Ob er mal zu Lebzeiten Grenzsteine verrückt hat, ob eine Blutschuld auf ihm lag, ob er Hand an sich selber legte? Nun hat er durch des Jägers Spruch seine Ruhe gefunden.

Wann aber findet sie jener Geist, der noch jetzt in der Gegend der Graaler Schneise nächtens umher spukt? Es soll ein ehemaliger Forstbeamter sein, der im Herbst 1780 seinem Leben selber ein vorschnelles Ziel setzte. Verärgert und verbittert, weil sein Sohn aus Versehen beim Krähenschießen ein Bauerngehöft anzündete und nun endlose Verhandlungen heraufbeschwor. Wer dem armen, ruhelosen Geist begegnen sollte, der hab einen frommen Spruch, ein Helpgott oder Dufendgotteslohn bei der Hand. Das sollen die verwunschenen Geister gerne hören und dann die ewige Ruhe finden.

Dann brauchten Jäger und Waldarbeiter keinen Umweg mehr zu machen, wenn sie an die Stätte des Spukes kommen. Sie tun's noch gerne, wenn sie an jener Stelle im Tannenforst vorbei müssen, wo auf einem roh gezimmerten Eichenholzkreuz „Jäger Brandt, gestorben 1669, renov. 1823“ zu lesen steht. Im nahen Markgrafentheide wohnte er, zu dessen Gedächtnis das Kreuz zusammengeslagen ward. Ein Eber verwüstete Nacht für Nacht seine armfeligen Felder und verringerte den ohnehin schon kargen Ertrag. Um sich einen sichern Schuß zu schaffen, ging Brandt Charfreitag morgen zur Kirche, ließ die geweihte Hostie in seinem Ärmel verschwinden und lud sie hernach in seine Flinte. „Täu man, hüt nahmiddag fall di odder mi dei Düwel halen“, drohte er dem Keiler. Aber er schoß fehl, und das Schwein schlichte ihm den Leib auf. Der Teufel aber entführte seine Seele und warf die Eingeweide in alle Winde.

In rauhen Herbstnächten aber gehen ängstliche Gemüther nicht gern an die Stelle. Der Jäger und der Eber spuken noch umher.

Noch einmal spinnt die Sage denselben Faden, noch einmal wandelt sie das Freischützenmotiv ab in der Geschichte vom Gländ, dem Glühenden. Das ist ein Jäger gewesen, der eigentlich jenseits des schwarzen Stroms sein Wesen getrieben hat. Aber man hat ihn auch in der Heide gesehen. Mit dem Höllischen im Bunde hat er es verstanden, das Wild durch seine Zauberkunst an sich zu locken und dann zu schießen. Aber wie das gewöhnlich so geht mit den Verbündeten des Teufels: schließlich fand man ihn tot, mit schwarzem Gesichte, und begrub ihn an Ort und Stelle. Jeder Jäger aber, der an der Stätte seines Todes auf Wild lauert, wird durch einen leisen Pfiff am glücklichen Jagderfolg gehindert, das Wild ist gewarnt und verschwindet. Es mögen Wilddiebsgeschichten sein, die in dies Erzählen hineinspielen.

Auch von einem Fuchs widerfährt den Jägern mancherlei Schabernack. In Hinrichshagen läßt sich so einer sehen, kuckt den Leuten ins Fenster, legt sich auch wohl vor ihre Thür, daß man nicht ein- und ausgehen kann. Der Jäger schießt ihn und sieht ihn fallen, aber stets ist die Beute verschwunden, wenn man sie aufheben will. —

Durch die Heide führt in ihrem südlichen Teile die alte Heerstraße nach Stralsund. In den unruhigen Zeiten war es nicht wohlgetan, ohne starken Schutz zu reisen, und ging die Straße durch große Wälder, so sollte man doppelt vorsichtig die Augen aufthun. Die Heide ist auch öfter der Schauplatz solcher Straßenüberfälle gewesen. Anno 1549 werden Raubritter von der Stadt festgenommen, die beschuldigt waren, an einem Raubüberfall beteiligt zu sein. Sie wurden in der Fronerei festgesetzt, und dem Rädelsführer ging es besonders schlecht: Samt zweien seiner Diener wurde er ausgehauen und dann enthauptet. Und das in Gegenwart der Land- und Hofräthe, die Herzog Heinrich zwecks ihrer Loslassung nach Rostock geschickt hatte. Die andern mußten Urfehde schwören und konnten dann die Stadt verlassen. Die Sache hat dann noch viel Staub aufgewirbelt, und Akten sind daraus erwachsen, die im Ratsarchiv eine ganze Borte füllen. Sonderbarerweise hat Frau Sage die Geschichte vergessen; sie weiß auch nichts mehr von dem überfallenen lorbeergetränkten Poeten Johannes Sastraw. Aber das hat dessen Bruder Bartholomäus Sastraw, Bürgermeister von Stralsund, in die Feder gefaßt und so der Nachwelt erhalten. 1541 zog der Ge-

lehrte des Weges, um nach Stralsund zu kommen. Die Gegend wurde unsicher, „wie sie durch das Dorf kamen, Willershagen genannt, denen von Rostock zuständig, hart an der Heide“. Drei Begleiter konnten den Magister nicht schützen, einer wurde von den Buschleppern erschossen, dann flohen sie. Johannes Sastraw aber setzte sich mit seinem Sauspieß zur Wehr und verletzte den einen Angreifer tödlich. Dann aber bekam er von einem andern einen mächtigen Hieb, der ihm Haut und Knochen vom Kopfe riß und noch den Hals verletzte, so daß er nach der Plünderung des Wagens für tot liegen blieb. Als die ausgerissenen Begleiter wieder kamen, fanden sie noch Leben in ihm, brachten ihn zunächst nach Ribniß und dann nach Stralsund, wo der berühmte Wundarzt Selhar ihn wieder zurechtflüßte. Daß der mit dem Sauspieß geschlagene Buschräuber noch in Rostock geköpft wurde, hatte eigentlich keinen Zweck mehr, denn er war schon vorher des Todes verblichen. Wenn aber nun weiter erzählt wird, daß der vom Augsburger Bischof mit goldener Kette beschenkte, vom Kaiser Karl geadelte Dichter später in Italien am gebrochenen Herzen starb, so möchten wir doch annehmen, daß der wuchtige Schlag des Willershäger Buschleppers noch seine späten Nachwirkungen gehabt hat. Es soll sich nicht so leicht an gebrochenem Herzen sterben. Auch Ulrich von Hutten, der im Anfang des 16. Jahrhunderts in Rostock studierte und Elegien dichtete, wurde in der Heide überfallen und beraubt. Anno 1553 wurde ein Peter Pipelock aus Althagen auf dem Fischlande vor dem Petritor zu Rostock gerädert, weil er vielfach eingebrochen und auch Straßenraub verübt hatte. Nach den Akten des Rostocker Niedergerichtes hat er sein Unwesen besonders in den Wäldern zwischen Rostock und Ribniß getrieben und bekennet sich u. a. zu folgenden Untaten:

Im Herbst 1550, Raubmord in der Ribnißer Heide, an einem Mädchen, Catharina, aus Wilmshagen, Ertrag 3½ Mark.

Herbst 1551: Raubmord an einem Mann am Stromgraben, Ertrag 5 fl.

1552: Raubmord an einem Schuhknecht, Hinrich N. bei der Landwehr vor Ribniß, Ertrag 18 Mark.

Wieviel Verbrechen aber mögen unentdeckt und ungesühnt geblieben sein? —

Hat Frau Sage dir nun die Heide verleidet? Gruselt's dir, wenn du in ihr Dunkel trittst? Komm ruhig in ihre grünen Hallen, ja, fürchte dich nicht, wenn du den nächtlichen Zauber des Heidewaldes kennen lernen willst. Du kannst ruhig beim Scheine des Vollmondes durch den Wald wandern, das tun sogar die Rüken der Wandervogelscharen, wenn sie auf Nachtfahrt gehen. Ihnen hat noch keiner was getan.



## Vom Moorhof und vom Störtebeker



Sinten am Kanal, da, wo dieser wieder an den grünen Wald stößt, liegt ein einsames Haus. Rohrdach, grüne Fensterläden, Fachwerk — es kann sich schon sehen lassen. Ich glaube nicht, daß Menschen drin wohnen. So oft ich auch schon vorüberging, Menschen habe ich nie drin gesehen. Man sagt aber, daß mitunter Forstarbeiter, die aus dem weiten Walde das Holz hierher zusammenfahren, ihr Mittagbrot



Moorhof.

hier bereiten. Die Pferde stehen dann in der großen Heuscheune, die etwas weiter nach Osten zu, schon im Walde unter den Buchen steht.

Aber einmal sah ich doch einen Menschen auf das Haus zugehen. Er sah aus wie einer, der etwas zu sagen hat. Mit einem großen Schlüssel schloß er auf, und bald darauf stieg ein blauer Rauch aus



dem Schornstein. Dann kamen auch noch Kinder und die Mutter dazu und gingen in das Haus. Sicher kochten sie nun Pellkartoffeln darin. Vielleicht haben sie auch Speckstippe dazu gehabt.

Diesen Menschen habe ich glühend beneidet. Mehr noch als meinen Freund Martens, der immer so blanke Hechte angelt. Aber den Mann auch mal um den Schlüssel zu bitten, das habe ich doch nicht gewagt. Er sah eben aus, als wenn er in dieser Gegend was zu sagen hat.

Und doch wäre ich gar und gar zu gerne einmal in dem Haus gewesen. Mit dem Schlüssel natürlich, als wenn es mir gehörte. Einmal nur am Tage Pellkartoffeln drin kochen und essen. Mit Stippe natürlich. Und nur einmal des Nachts drin schlafen, wenn am Birkfort und am Brandtshörn und am Hütelmoor die Hirsche schreien und von der See her die Brandung ertönt. Dann käme sicher auf leisen Schwingen ein Traum geflogen, und der alte Störtebeker stände vielleicht mitten im Traum. Störtebeker, jener grimme Vitalienbruder, der hier am Moorhof seinen Schlupfunter hatte.

Störtebeker und Gödeke Micheel,  
Dat wieren twee Röver to glikten Deel  
To Water un nich to Lande;  
Bit dat et Gott im Himmel verdroot,  
Do muſten ſe lieden groot Schande.  
Störtebeker ſprook: Alltohand!  
De Weſtſee is us wohlbekannt,  
Dahin wölln wi nu fahren.  
De riken Koplüd von Hamburg  
Mögt jem ehr Scheep nu wahren.

Die Sonne wirft brennende Lichter in das Wasser des Hilgenſees und hängt in die Kronen der Tannen feuriges Gold. Einst fing ſich ihr Glanz in goldenen Bechern und brach ſich in ſchimmernden Halsgeſchmeiden, glitt koſend über Seide und koſtbare Gewänder und glänzendes Frauenhaar. Von ſeinen Raubzügen brachte Störtebeker dieſe Schätze mit und verteilte ſie hier an ſeine Ge-  
noſſen. Zu gleichen Teilen, denn er war ja ein Likendeeler. Einen Teil dieſer Schätze hat dann ſicher auch der Moorhof geſehen. Manch Stück Wild aus dem Walde wird den Räubern zum Opfer gefallen ſein, den Wein aber zu ihren Gelagen brachten ſie ſich ſelber in großen Fäſſern mit, und durch die Nächte klang das Juchzen der Becher. Vielleicht auch manchmal Wutgeheul und Todesangſt.

Mordhof soll der Moorhof ursprünglich geheizen haben. Bis dann einmal Störtebeker nicht wiederkam.

De bunte Ruh ut Flandern kam,  
Dat Nooschipp up de Hörner nahm  
Un stött et wiß in Stücken.  
Dat Volk sei brögg'n nah Hamburg up,  
Da müssen se'n Kopp all missen.  
De Brone, de heet Rosenfeld,  
Haut aff so manken wilden Held  
Den Kopp mit kühlem Moote.  
He hedde angeschnörte Schoh,  
Bet an sien Enkel stunn he in Bloote.

Hier und da brennt in der Heide ein geheimnisvolles Feuer. Auch in der Nähe des Moorhofes und in der Johannisnacht besonders. Dann liegen da Schätze von Gold verborgen. Vielleicht, daß der, der sie hier versteckte und nachher holen wollte, nun auf dem Grunde des Meeres ruht. Oder Rosenfeld hat auch ihm den Kopf vor die Füße gelegt. Mich wundert es nur, daß die Schäfer, die nachher den Moorhof besiedelten und ihren Schafläse in die Pfarre zu Rövershagen lieferten, die Schätze nicht gefunden und gehoben haben. Sie sind doch sonst Künstler in allerlei Sachen und können so wunderbar schweigen; denn schweigen muß man können, wenn man Schätze heben will. Das konnte Jap Kreienbrink nicht, sonst hätte er sicher den Schatz gehoben. Als er die blinkenden Sachen sah, entfuhr ihm ein „Dunnerwetsching“. Da ward aus dem brennenden Golde ein „Mirrenhümpel“.

Aber ich kann schweigen und gehe in der nächsten Johannisnacht in den Jakobshorst. Dann finde ich vielleicht einen goldenen Becher. Und ein blitzendes Halsgeschmeide; das hänge ich meiner Liebsten um den Hals.

Und weißt du, was ich dann noch finde? Ein Faß mit Wein. Bei Schulenberg, im Recknitztal haben sie einst auch so eins gefunden, auch aus Störtebekers Nachlaß. Freilich, das Faß wird mir unter den Händen zerfallen, aber der Wein ist so stark und so edel, daß er eine feste Haut gebildet hat, die den Wein hält. Der ist aber gar kräftig, und wer ihn unvermischt trinkt, ist drei Tage trunken.

Ich aber fülle mir den goldenen Becher mit ungetauftem Wein, und den bring ich meiner Liebsten. Den zweiten aber leere ich auf das Gedenken Störtebekers, des Vitalienbruders. Und wenn ich sechs Tage danach schlafen sollte.

## Müggenburg



Und ich glaube doch, daß es ein Zauberwald ist. Dunkelblau, zu Zeiten ganz schwarz steht er dahinten über der weiten Wiese und lockt die Leute in seine dunklen Tiefen. Leute, die mit harten Herzen und den Kopf voll Geldgeschäften an unsern Strand kommen: am ersten Tage liegen ihre Blicke auf der dunklen See, am zweiten wenden sie ihre Augen nach Osten, und am dritten seht sie ein Schiffer über das Wasser, und sie wandern durch die weite Wiese, durch das blaue Blumenmeer zum Walde. Abends aber kommen sie mit blanken Augen und den Arm voll Farngrün zurück. Keiner hat bisher dem Locken des Waldes widerstanden. In seinen Tiefen hämmert noch der Schwarzspecht in seinem schwarzen Priesterkleide und seiner Scharlachkappe, und glaubwürdige, in der Literaturgeschichte ehrenvoll genannte Männer behaupten, daß es auch noch Zwerge im Walde gäbe und den Haselwurm, der, von hinterlistigen Wirten zubereitet, dem Wandersmann als saurer Hal vorgesetzt würde. Dann seien sie vogelsprachekund geworden, verständen den Zeißig, könnten sich mit dem Wiedehopf unterhalten, würden von der Amstel angeulkt.

Am Johannistag sieht des Sterblichen Auge mehr als an andern Tagen. Von den alten wendischen Burgwällen herab schreiten Prinzessinnen und tragen goldene Schüsseln in ihren Händen. Um die Sonnenwendzeit tauchen aus tiefen Wassern die Türme versunkener Kirchen, und tönende Glocken steigen ans Ufer. Am Sonnenwendtage geistert's auch im weiten großen Wald.

Vom Heiligensee im Westen bis zu den Heiligenhöhlen im Osten läuft durch den weiten Wald stundenlang die Scheidenschneise. Ungefähr in ihrer Mitte, nicht weit vom Schnakengrund und dicht bei der Eckernsaat lag Müggenburg. Die Kronen wohl achtzigjähriger Tannen rauschen dort, wo früher die Menschen wohnten. Ueber eine kleine waldumfriedete Wiese schweift der Blick und über einen kleinen Teich. Das ist ein Platz zum Träumen. Die Traumgesichte

gehen wohl zurück in die Zeit, da hier noch der kleine Hof stand. Dann fallen einem all die alten Geschichten wieder ein. Dann sieht man die kleinen strohgedeckten Häuser, und zu ihnen kommen aus



Müggenburg.

den Tiefen des Waldes die Männer, alltags müde und gebückt, denn sie müssen in Willershagen Frondienste leisten, und das liegt über 2 Stunden weit am Südrande der Heide. Sonntags tragen sie Kniehosen und Schnallenschuhe, die Frauen aber einen weiten faltenreichen Tuchrock, Ramisol mit Puffärmeln und auf dem Kopfe eine Kappe aus schwarzem Atlas mit anliegenden Spitzen und einem blendend weißen Strich. Aus der weitgeöffneten Tür des Hauses schlängelt sich bläulicher Rauch, das Abendbrot wartet auf den heimkehrenden Vater. Die Kinder bringen die Kühe von der Weide heim, dort hinten im Norden auf der Raminschen Wiese oder in den Brüchen der Wroot. Zum Sonntag wird in die gährende Tiefe des Backofens der Kuchen geschoben, mit einem Kreuzzeichen gegen die Oeffnung wird der Spruch gesagt:

„Dat Brot is in'n Aben,  
Gott segen dat unnen un baben  
Un lat all, dei dorvon eten,  
Unsen Herrgott nich vergeten.“

Mehrere von den runden Bröten wandern als Betglockenbröte ins nahe Kirchdorf Rövershagen, und zugleich kriegt Ehrenscherping, der Pfarrer dort, die ihm zustehenden Rauchhühner, eins von jeder Feuerstelle. Dorthin führt auch Sonntag für Sonntag der Kirchweg, dem „Papenurt“ zu und dann den „Karkfurtsweg“.

Von ferne hallt ein Schuß durch den Wald. Der Traum ist verflogen, und Häuser und Sod und heimkehrende Rinderherden sind verschwunden, still liegt die kleine Wiese, und in den Dorfweiher fallen mit hartem Flügelschlag einige Enten. Das kleine Wasser ist alles, was von der Siedlung Müggenburg geblieben ist. Und die Namen: Müggenburger Schneise, Papenort und Karkfurtsweg. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts soll der Hof verschwunden sein, noch steht der Name auf der Schmettauschen Karte von 1788. „Nennigmal find't man dor noch Murstein un Schott, dat's äwer uk allens“, meint ein Waldarbeiter. Von einer Sage aber konnte er noch erzählen, von einem häßlichen Kobold, der die Nüsse hütet, die an der ehemaligen Dorfstätte wachsen. Wenn er erscheint, sollen die Menschen lieber fliehen, wenn sie nicht von dem schützenden Kraute des Baldrians bei sich tragen.

„Harst du nich in dei Schooh den Bullerjahn,  
Söll di dei Kopp in den Nacken stahn.“

Das sind unholde Geister, die den Menschen den Kopf so verdrehen, daß sie das Gesicht nach rückwärts wenden. Man kann sich dann schwer unter anderen Leuten wieder sehen lassen.

Da ist die weiße Frau, die nächstens ihre Leinwand im Dorfteich wäscht, weit harmloser. Man sieht sie in langem weißen Gewande, oft hört man auch nur das Plätschern im Wasser. Die Nebelgestalten der Wiese, das Plätschern der Wasservögel — Frau Sage formt daraus die wunderbarsten Johannismachtgeschichten.



## Das Waldhaus und der Zarnesstrom



Wenn man zum Waldhaus will, dann muß man an der Stelle vorbei, wo *Linnaea borealis* blüht. Mehr will ich aber nicht davon ausschwätzen, es könnten die Leute mit den grünen Kapseln kommen und nehmen die ganze Herrlichkeit mit. Dann nachher gelangt man an eine stundenlange gerade Schneise, die heißt die Scheidenschneise, und wenn man damit fertig ist, ist man beim Waldhaus.

Als ich das erstmal dort war, das war vor gut zwanzig Jahren, da wohnten noch Waldarbeiter drin, barfste, flachshaarige Kinder spielten vor dem Hause. Die gingen in Graal zur Schule, wanderten dahin die Pöstenschneise und dann den Steig, der Schulsteig heißt und zuletzt über die Hammelsprungbrücke führt. Jetzt spielen keine Kinder mehr vor dem Waldhause, und der Schulsteig heißt jetzt Indianersteig, was ja auch viel schöner ist.

Es war ein schönes stilles Bild des Friedens. Das kleine strohgedeckte Haus mit den weißen Wänden vor dem dunklen Tannenhintergrunde. Ein blühender Obstbaum streute weiße Blüten, und zur Seite ragte ein Sodschwengel in die Luft. Ein blauer Rauchfaden stieg vor dunklem Tannengrün in den Himmel hinein.

Wenn zum Sommer das Leben in Müriz und Graal erwachte, schlugen kleine Wellen dieses Lebens auch ans Waldhaus. In Droschken und Sommerwagen eilte die vornehme Welt vorüber, und die kleinen Kinder des Waldhauses winkten ihnen nach und freuten sich, wenn ein wehendes Taschentuch den Gruß zurückgab.

Vom Herbst an aber legte sich das Schweigen über den Wald und das Waldhaus und dann der weiße Winter. Es blieb in den Herzen nur die Hoffnung auf den kommenden Sommer und die vorüberrollenden Wagen. Als dann später die Straße nach Graal gebaut wurde und eine Stunde weiter westlich verlief, da wurde es im Waldhause noch einsamer. Da zogen auch bald die Waldarbeiter fort, ich weiß nicht, ob in einen der schönen neuen Forstkaten in Hinrichshagen oder noch weiter in die Welt. Kein blauer Herdrauch

stieg mehr empor, der kleine Vorgarten verfiel, und die Sodschlenken wurden morsch.

Da kam der große Krieg, und das Haus bekam neue Bewohner. Aber es waren fremde Arbeiter, die hier kein Heim fanden, sondern nur zur Nachtruhe einkehrten. Es fehlte die junge Jugend im Hause. Die war in Marlow und anderen Städten dahinten geblieben und freute sich, wenn Sonntags der Vater aus dem weiten Heidewald wieder zu ihnen kam.

Wenn nun aber die Fremden das Waldhaus nicht mehr brauchen, dann stecke ich mir zwanzig Taler in die Tasche und gehe zum Forstinspektor und miete mir das Waldhaus oder kaufe es mir. „Herr Forstmeister“, so sage ich, „vermiete mir das Waldhaus. Ich habe zwanzig Taler im Beutel, die ich neulich für ein Buch bekommen habe. Das Stück Kartoffelland vor dem Hause muß aber dabei sein.“

Das tut er denn schon sicher; er schätzt die Leute, die die Heide lieb haben, und tut ihnen gerne einen Gefallen. Dann bin ich im Besitze eines schönen Hauses im Walde. Und schön soll es dann erst werden. Die weißen Wände werden dann noch weißer, und Blumen sollen wieder vor die Fenster, Geranien, Fischertiepen und „Huben und Hüllen“. Die Seite nach der Scheidenschneise zu kriegen die Warnemünder Wandervögel. Denn auch ich schätze die Menschen, die die Heide lieb haben, und tue ihnen gerne einen Gefallen. Dafür singen sie mir allabendlich das Lied: „Es dunkelt schon in der Heiden.“

Nun gehört mir der ganze Osten der Heide, vom schwarzen Bruch bis zum Dwarsweg, vom Trienenmoor bis zum Wiedort. Nur der Stromgraben schreibt mir ein Halt vor, einmal führen keine Brücken hinüber, und dann gehört mir da drüben nichts mehr. Denn der Stromgraben ist der Barnezstrom der alten Urkunde vom Jahre 1252, der „Grothe Strom“ einer späteren von 1332. Seine dunklen Wasser machen noch jetzt seinem alten slawischen Namen (crunu gleich schwarz) alle Ehre. Aber es ist elende Verleumdung, wenn behauptet wird, die Heideleute nehmen ihr Kaffeewasser aus seinen Tiefen und sparten so viele Bohnen.

Im Jahre 1696 zeichnete der „Stadt fenderich“ Godfried Lust einen „Grundlichen / Abriß / der Stadt / Rostock Heyde“, eine sehr drollige Karte. Darauf trägt unser Barnezstrom noch andere Namen, er heißt: der Scheidegraben, dann weiter östlich: der Lüchtmacher strom, der nahe strom, der faul Strom, der austins strom, der grähn strom. Nach der Karte bildete der Stromgraben nicht

allenthalben die Grenze, Godfried Lust zeichnete eine Reihe eingerammter Pfähle am Selenbruch entlang und schrieb dabei: „Nacht stangen im Selenbruch“, weiter südlich bildet der „appel Boms weg, da die Kreuz an die Eichen gehangen sein“ und von Meiershausstelle an wiederum eine Reihe von Stangen, darunter die mit einer großen runden Scheibe versehene „Junffernstange“, die Scheide gegen Osten.

Der Ursprung des Stromgrabens ist armselig. Mehrere kleine Wasserläufe zu beiden Seiten der Pöstenschneise, die „führsteden Beck“, die „große hal Beke“, die „Kleine halbeke“ u. a. führen ihm ihr Wasser zu; aber oben im Norden, nicht weit von der Mündung, breitet sich eine breite Wasserfläche in einem schönen Waldtale aus. Ob noch Hechte darin sind? Ein Berliner will mal eine ganze Menge gefangen haben und erzählte es nachher noch dreist in einer kleinen reizenden Skizze in einem vielgelesenen Familienblatt. Eine Schleuse schützt jetzt Wiesenland und Felder vor der Hochflut, die früher oft verheerend, die Dünen durchbrechend, ins Land drang.



Waldhaus.

Nur wenige Schritte von meiner Waldhauswohnung nach Osten zu komme ich ans Tal des Grenzbaches. Hilgenhöhlenwiesen steht auf der Karte zu lesen; „daß große Hilten holl, daß Klein hilten



holl“ schrieb Godfried Lust, städtischer Fenderich und Artilleriemeister. Was es mit dem Namen auf sich hat, weiß ich nicht, die Sage hat sich den wunderfeinen Stoff leider entgehen lassen, oder es mir wenigstens noch nicht erzählt, was sie von den Heiligen Höhlen weiß. Vielleicht, wenn ich nun später mal im Mondschein am Waldesrande stehe und die Wiesennebel tanzende Schleiergestalten schaffen, daß sie es mir dann zuraunt.

Es gibt auch noch einen heiligen Seebruch, eine „hillige Morþrie“ und einen heiligen See im Walde. Als uns vor bald 700 Jahren die Heide verkauft wurde, waren acht Hufen am Barnezstrom davon ausgenommen, die sollten den Doberaner Mönchen verbleiben. In der Urkunde ist diese Bestimmung später austradiert, ebenso die Stelle, die von der fürstlichen Schweinemast handelt. Weisen die Flurnamen noch auf die heiligen Mönche aus dem Zisterzienserkloster Doberan?

Mehr weiß man vom Sekenbruch. Die Wiese gehörte wohl sicher zu einem Siechenhause, das sich an der alten Rostock-Ribnitzer Landstraße erhob. Godfried Lust zeichnet an der Stelle noch 1696 ein kleines Gotteshaus und schreibt dabei „Die Capell“. Siehe Reisende fanden in dem Siechenhause ein Unterkommen. Die Unterhaltungskosten wurden aus allerlei frommen Legaten bestritten. Der Bürgermeister Arendt Hasselbeck in Rostock schreibt 1522 in seinem Testament: „Item gheve yd ock den armen Seken tho dem Rovershaghden yewelckem twe Schillinghe Lübsch in de Hant, umme Gode vor my tho byddende.“ Vorüberziehende reiche Reisende konnten auch für die Armen spenden, eine dort wohnende alte Frau reichte ihnen eine Sammelbüchse dar. Darüber kann man noch in alten Akten lesen, der Sekenbruch erzählt noch davon und außerdem noch Frau Sage. Aber sie macht die Almosen sammelnde Frau zu einer Hure, die den nichts zahlenden ihr Gespann verhexte, daß es nicht vom Fleck wollte.



## Fort Hindenburg



In der Ostbucht war der Fischfang am ergiebigsten. Auch am wenigsten beschwerlich, denn hier liegen nicht so viele Steine am Meeresgrunde wie im Westen, wo das Meer sie aus dem Geschiebemergel frigt und dann unverdaut liegen läßt. Da fand sich an der Ostseite leichter ein Wadenzug, der frei von Steinen war, oder wenn noch einige im Seeschlag lagen, so konnten sie leicht geklößt und dann herausgeschafft werden. Wer sich aber so einen Wadenzug geschaffen hatte, der wachte eifersüchtig darüber, daß kein anderer sein Netz



Fort Hindenburg.

an derselben Stelle an den Strand zog. Und wenn's doch geschah, ging er scheltend zur Obrigkeit und kriegte manchmal sein Recht und manchmal wohl auch nicht. Er baute sich auch eine Bude zur Aufbewahrung seines Geschirrs und hatte dann erst recht volles Besitzrecht auf seinen Wadenzug. Als sich zwei Fischer die roof eines gestrandeten Schiffes mit viel Geschick und wenig Kosten zur Bude einrichteten, hießen sie die Roofser und behielten den Namen all ihr Lebenlang. Schon im 17. Jahrhundert standen Fischerbuden am Strande, bei der „Apen Pin“, bei der Wiek, beim alten Tief.

Ehewes Rykentrog baute sich seine Hütte oben am Hilgensee hin, beim Rosenort. Oder war es Jakob Rychentrog, oder gar noch ein anderer, ich weiß es nicht genau, es ist schon so lange her. Das war ein schöner Platz. Auch die Heidedörfler setzten Hütten an den Strand und nahmen vom Segen des Meeres.

So ein Bau war schnell und billig gerichtet. Den Lehm lieferte das Klintufer im Westen, Balken, Klehmstaken und Deckelschächte die Heide, das Rohrdach die Schilfufser der Lak oder die Buchten des Radelsees.

Aber von der Rosenortbude wollte ich ja erzählen. Was mir die Alten so davon vorgeklärt haben. Die Bude hatte auch einen Schornstein und einen Herd. Man war so weit von Haus und konnte sich mal ein Mittagessen drin kochen. Auch der Teer mußte flüssig gemacht werden mit glühend gemachten Steinen oder Kanonenkugeln.

Wenn dann der Fischer nach harter Arbeit in der Roje ruhte, der Wald rauschte und das Meer sang, dann war's ihm, als wenn er zur See fuhr. Oder an warmen Tagen saßen sie draußen im Schatten der Hütte, schmauchten ihre Kalkstummel. Zu ihnen gesellten sich dann wohl die Leute aus Kövershagen und Hinrichshagen, die auf den Wiesen am Hilgensee heuten. Die baten auch wohl um ein Gericht Fische.

„Nower ji möten uns irst mal dat Lotten vörmaken.“ Schnell hatten die Dörfler kleine Stäbchen geschnitten, die Hausmarke darauf geritzt und dann in einen Hut geworfen. Dann griffen sie hinein. „Wer sall desen Fisch hebben?“ Das Stäbchen mit der Marke entschied es. So verlosteten sie daheim ihre Ackerstücke und verteilten die gemeinsamen Arbeiten. Noch vor einem Menschenalter machten sie das so. Dann gab's ein Gericht Fische, Schollen, Dorsche oder Heringe, je nachdem der Fang war.

Aber der Fang wurde schlechter. Namentlich oben am Rosenort. Der Ruckuck mochte wissen, wie das zuging. Klas Ewers, da hinten am Rande der Wiese, hatte immer seine Netze voll, wo die Rosenortschen nichts fingen. Auch war's ein wenig weit von Muttern. Wenn man da bauen könnte, wo die „mohrigte Heide“ an den Strand geht. Aber der Strand war eigentlich verteilt, jeder hatte seinen Wadenzug, und das Recht darauf wurde strenge gewahrt. Doch es mußte versucht werden. Acht Tage später stand die Bude zwischen Schoferbude und Pükerbude (die davon ihren Namen hatte, weil es stets so pükfein darin ausah). Unter den Tannen, daß man

sie nicht sah, stand sie. Aber es wurde doch bald ruchbar. Zu machen aber war nicht recht was dabei, und man mußte sich mit der Tatsache abfinden. Man gab der Hütte den Namen „Lieberbaud“ oder etwas milder „Knieperbaud“. Die Kniepers aber wollten sich den Namen nicht gefallen lassen und nannten ihre Bude nach wie vor Rosenortbude. Aber ein guter Oekelname haftet wie guter Bienenhonig am Löffel. Durch alle Zeiten und Schicksale hat sie ihren Namen behalten.

Es kamen Zeiten, wo's abwärts ging mit der Fischerei. Mit den Reusen wollte es nicht mehr recht, und mit den Waden war's nicht viel anders. Im März 1906 gab's noch einen großen Heringsfang, da, wo früher die „Apen Pin“ war. Da konnte man einen Riemen in die wimmelnden Massen stecken, und er blieb so stehen. Aber dann lohnte es nie recht mehr. Die Hütten standen unbenuzt, der Wind fuhr durch die Luken, riß Fegen aus dem Rohrdach und drückte hier und da eine Scheibe ein, oder es taten auch unnütze Heidewanderer. Hirsch und Reh wagten sich in die Nähe der Buden, sonst lagen sie einsam und verlassen da. Bis dann eines Tages ein Wandervogel die Hütte entdeckte. Am andern Tage kam schon eine Horde mit Rucksäcken, Kniehosen und grünen Hüten mit einer Hahnenfeder. Sie fanden das Häuschen wunderbar, richteten sich drin ein und nannten es ihr Landheim. Es wurde gepuht und gefeuert, gebessert und geflickt. Eine Pumpe, ein Sägebock, ein Gärtchen mit einer Laube. Die Wandervögel glaubten, das schönste Häuschen gefunden zu haben, und ich glaub's auch.

Nun standen schon morgens fröhliche Burschen auf der weißen Düne und begrüßten das aufgehende Tagesgestirn. Bei Mondschein tanzten Burschen und Mädels im Strandgras alte Volkstänze, und an frühen Winterabenden sah das Licht aus den kleinen Fenstern weit den Strand entlang.

Zu allen Zeiten aber klang das Volkslied über das Meer und unter den Bäumen des Waldes. „Morgen will mein Schatz verreisen“ und „Kein schöner Tod ist auf der Welt als wer vorm Feind erschlagen“.

Von denen, die das sangen, haben es einige mit dem Sterben bewiesen: Auf grüner Heid gefallen schön, unsterblichen Ruhm tut er haben. In Flandern und Rußland liegen die Gräber des Weltkrieges.

In der Fischerhütte aber waren andere Gäste. Feldgraue Landsturmlaute hielten Wache an der deutschen Ostseeküste, aus der Knieperbude wurde Fort Hindenburg.

Im Landheim saßen ältere, oft schon grauköpfige Landsturmlaute. Sonntags bekamen sie wohl Besuch von Frau und Kindern. Sie hatten einen dreifachen Kampf zu bestehen. Zum ersten kämpften sie mit englischen U-Böten. Dazu bauten sie sich hinter der Düne einen hohen Turm aus dem Holz der Heide und wanderten den Strand ostwärts nach Graal zu und hielten fleißig Ausschau. Zum andern kämpften sie mit den Ratten, die sich im Wachhaus angefundnen hatten und ebenso sehr weggeworfene Wurstpelle als Plüschpantoffeln für Leckerbissen ansahen. Am schlimmsten war der Kampf mit der Langenweile. Einige gingen ihr kühn mit dem Buch der vier Könige zu Leibe und errangen im Stat und Sechsendsechzig hübsche Erfolge. Andere machten aus der Fischerhütte eine Art Freilichtmuseum. Zeit und Ort gaben ihm einen kriegsgeschichtlich-naturwissenschaftlichen Charakter. Das Glanzstück der ersten Abteilung war ein englisches Maschinengewehr, das gar nicht ungeschickt aus einem alten Fahrrad entstanden war. Der Wald und die Anspülungen des Meeres lieferten die Stücke zur naturwissenschaftlichen Abteilung. Wissenschaftlich gebildete Leute mögen nicht ganz mit der Sache einverstanden gewesen sein, die Anerkennung von seiten der Kameraden und Besucher war um so uneingeschränkter. Und das war schließlich die Hauptsache.

Sicher waren unter den Landsturmlauten auch Naturfreunde, solche, die mit offenen Sinnen die Schönheit des Meeres und die Wunder des Waldes aufnahmen. Die konnten dann stundenlang mit versonnenen Augen aufs Meer schauen. Doch wanderten andere mit verbundenen Augen durch die Schönheiten des Küstenwaldes. Einen traf ich, der es gar nicht begreifen konnte, daß man Spazierengehens halber sich im Walde aufhalten konnte.

„Dat kann ik gor nich verstahn, wat Sei hier ümmer rüm ströpen. Sei können doch wat anners dauhn, mit mi is dat jo 'ne anner Sak, ik möt jo hier sien, äwer Sei? Hebben's nich noch 'ne Zigarr?“

Dann kamen jüngere Leute in die Fischerhütte. Sie hatten schon die Schrecken des Krieges geschaut, hatten am San geblutet, in den Argonnen gekämpft, am Hartmannsweilerkopf die Wacht gehalten. Sie empfanden tief den Frieden des Küstenwaldes.

Bis dann eines Tages der Strand und die Hütte leer war von den Feldgrauen. Wieder hausten die Wandervögel in der Knieperbaud und vertilgten die Spuren der Besatzung. —

Der Küstenwald hatte schon in früheren Zeiten den Krieg gesehen. Nach Niklots Tode sollen sich seine Söhne Pribislav und Wartislav in die Rostocker Heide zurückgezogen haben. Der dreißigjährige Krieg wird seine Wellen hierher geworfen haben, wenn es auch wohl nur ein Erzeugnis der Sage ist, daß Wallenstein auf seinem Zuge gegen Stralsund die Heide passiert und dort, wo östlich der Graaler Chaussee auf den Rarten Wallensteins Lager steht, Aufenthalt genommen hat. Jene dünenartigen Erhebungen heißen im Volke „das Gebirg“. Auf der Schmettauschen Karte von 1788 steht oben beim Moorhof hin die Bezeichnung Soldatenpfahl. Ob sie vom Kriege erzählt? Zur Zeit der Kontinentalsperre war ein umfangreicher Wachtdienst an der Küste eingerichtet, ein treffliches Signalwesen unterstützte ihn. Am 28. November 1810 leuchteten bei einer Probe alle Alarmstangen, die an der Spitze kleine Teertonnen trugen, vom Fischland bis Markgrafenheide durch die Nacht. Auch 1864 und dann 1870 wurde an der Küste der Heide Wache gehalten. Am Rosenort stand ein Signalmast, um die französische Flotte nach Warnemünde zu melden, wo dann zwei mit Steinen beladene Schiffe die Hafeneinfahrt sperren und zudem alle männlichen Einwohner fortgeführt werden sollten, damit sie nicht zu Lotsendiensten gezwungen werden könnten. Die Fischerhütten des Heidewaldes werden schon oft Soldaten beherbergt haben, keine aber ist so bekannt geworden wie Fort Hindenburg.



## Vom Globusbaum, von der Borwinseiche und von den Huddelbäumen



Es gibt allerlei Menschen, bloß keine ganz runden, aber verschieden sind sie alle, sagt mein Freund Snaßmann. Da hat er sicher recht. Es gibt kerzengerade und schiefgewickelte und immer eine ganze Zahl, die aus der Reihe herausfallen. Der durch seinen Buckel, der hat einen großen Namen und der sogar einen Orden.

Bei den Bäumen ist das nicht so schlimm. Wohl, weil's im Wald keine Orden gibt und keine Titel und keine Karriere. Aber doch, so einige eigene Gesellen finden sich doch auch im Walde.

Da oben an der Kellerheidenschneise, rechter Hand, dicht vor dem Moorhof steht der Globusbaum. Zu diesem Baum hat einmal ein Vater seine kleinen Buben geführt. „Du“, hat er zu ihnen gesagt, „spielt einmal die Ohren! Das da, was da aus dem Baum so dick und rund hervorwächst, das wird ein Globus, so einer, wie auf meinem Schreibtisch steht, den mir Onkel Franz geschenkt hat, nur viel größer. Oder auch in der Schule, im Lehrmittelzimmer gleich rechts. Dieser aber wird noch größer, das kannst mir schon glauben. In der Johannisnacht wird er reif und fällt ab. Die Johannisnacht, das ist so eine Nacht, gerade so reich an Wundern wie die Christnacht. Bloß die Menschen halten sie nicht so wert, wie die Christnacht, weil sie im Sommer liegt, der so schon viele Wunder hat. In der Johannisnacht fällt der Globus ab. Den andern Tag kommt etwas von der Behörde, und ein Schreiber mit einer Mappe ist auch dabei und holen ihn ab. Dann kommt er in die Schulen der Rämmereidörfer, nach Riekdahl oder nach Barnstorf, oder auch nach Schlage. Dieser da, der in einem Vierteljahr reif wird, kommt nach Groß-Klein zu Onkel Bell. Siehst du hier — und damit fuhr er mit dem Finger über die Buckelrinde — hier, das wird das Nordkap, und dies wird Afrika. Das Kap der guten Hoffnung kann man auch schon fühlen.“ In den Augen des einen Jungen lag so etwas von ungläubigem Staunen, denn er trug schon

die rote Sextanermütze. Der andere aber glaubte alles. Wie er auch noch an das Herenhäuschen glaubte, dort am Kanal, und an den Weihnachtsmann.

Dem Heidewanderer rate ich: Geh und besieh dir den putzigen Gefellen, den Globusbaum. Er steht oben an der Kellerheiden-schneise, dicht vor dem Moorhof, rechter Hand am Wege.

Am Schnatermannweg, nicht gar weit von den Bauernwiesen steht die Borwinseiche. Ich weiß nicht, wer ihr den Namen gegeben hat. Aber sicher war's ein Mann, der die alte Urkunde von 1252 kannte, die uns vom Verkauf der Heide erzählt und von Borwin, dem der Wald vorher gehörte. Da ist die Borwinseiche denn also ein Denkmal, und ich meine, fast ein schöneres als eins aus Erz oder Stein. So eins hat der alte Borwin, sein Großvater, auch. Das steht zu Güstrow auf dem Pferdemarkt. Dort schaut er zu den hohen



Globusbaum.

Häusern empor und fürchtet sich vor all den Drähten, die den Platz überspannen. Nein, so ein lebendes naturgrünes Denkmal ist doch schöner.



Und es ist ein stattliches Denkmal. Einen Meter vom Erdboden gemessen, weist die Eiche einen Umfang von 5,60 m auf, und ihr Kronenumfang mißt 60 m. Es ist nicht leicht, das Alter des Baums zu bestimmen. Ob er schon gestanden hat, als Vorwin die Heide verkaufte? Aber sicher ist noch der Wolf durch den Wald gestrichen, da der Baum jung war, und in seinen Zweigen mag noch der Luchs gewohnt haben.

Die Heidewanderer besuchen wohl alle die Vorwinseiche, denn sie hat einen Namen.

Nun wäre noch von den Huddelbäumen zu erzählen. Kennst du den Huddelbaum? Ich glaube nicht, er ist ein Einsamer unter seinen vielen grünen Kameraden. Der Zufall führt dich wohl mal an seine Stätte. Dann mußt du auch wissen, daß es die Elsbeere ist, die bei uns im Munde des Volkes Huddelbaum heißt. Sonst nützt dir auch die hölzerne Visitenkarte: Elsbeere, *Sorbus torminalis*, die die Forstverwaltung ihm fürsorglich um den Hals gehängt hat, nicht viel. Aber nun weißt du, wen du vor dir hast, wenn du im Torfbrücker Revier umherschleuderst und zur Seite des Weges im Tannenwalde den grünen Laubbaum mit dem weißen Namenbrett erblickst, oder an einer andern Stelle, östlich der Pöstenischeise, nahe am Barnezstrom, im gemischten Bestande auf ein eingefriedigtes Baumpaar triffst; es sind Huddelbäume.

Na, ist das denn so was Besonderes mit ihnen? Ei ja! Für den Heidewanderer freilich, der aus dem mittleren oder südlichen Teil des Vaterlandes kommt, ist ein Huddelbaum wohl nicht etwas gar zu Besonderes. Dort ist die Elsbeere, früher und anderswo auch wohl Erlis und Artlis geheißten, nach den Büchern gelehrter Sprachdeuter auch mit Eller, Alnus und Erle sprachlich verwandt und mit der Mehlbeere und Eberesche botanisch verschwägert, dort also ist sie häufiger zu finden. Bei uns ist sie aber nur verstreut und einzeln anzutreffen, und es lohnt sich, ihn einzufriedigen oder ihm eine Visitenkarte zu geben. In den Reichslanden soll aus den Früchten ein wohlschmeckender Branntwein hergestellt werden, der sehr geschätzt und mit Vorliebe im und zum schwarzen Roffee getrunken wird. Wohlsein! So erzählt es wenigstens Johannes Trojan, der Freund der Bäume und der Blumen.

Wenn du dir die Huddelbäume suchen willst, mußt du ein rechter Heidewanderer sein und darfst die Kilometer nicht scheuen. Nicht so einer, der in der ersten besten Heideschenke sitzen bleibt

und dann möglichst schnell zur Elektrischen zurückeilt. Nein, dazu hat schließlich die Stadt die Heide anno 1252 nicht gekauft und bar bezahlt.



Huddelbaum.

Vom Rövershäger Krug führt die Pöstenschneise nach Norden zu, die weißen Pfähle haben ihr den Namen gegeben, wohl fünfviertel Meil Weg geht sie immer gerade aus. Paß auf, daß du die zehnte Schneise rechter Hand nicht verfehlst, es ist die Huddelbaumschneise, sie führt nach Osten zu, und etwas südlich von ihr steht das eine Paar. Droben in der Schwanberger Heide, gar nicht weit von der See findet man die zweite Elsbeere. Man geht von der Wiedortschneise den westlich vom Stromgraben nach Norden führenden Waldweg hinauf. Dann findet man bald rechter Hand den Baum mit dem Namenbrett. Dann ist man auch nicht weit vom schönen Wiesental des Stromgrabens. Man hört auch schon die See rauschen.



## Der Älteste der Heide



Der Huddelbaum ist wohl hundert Jahre alt, die Borwinseiche zählt sicher ein halbes Jahrtausend. Aber ich kenne Bäume im Walde, die sind wohl an tausend Jahre alt. Ist das ein Alter! Der Huddelbaum stand schon, als die französischen Douanen anno 1810 die Fanale an der Küste aufzünden ließen. Um die Borwinseiche ist noch der Wolf geschlichen und sie stand schon, als der große Glaubenskrieg durch Deutschland tobte. Aber die ältesten sahen noch wendisches Wesen und hörten noch wendische Laute. Das sind die Eiben ganz im Osten der Heide, nicht weit von der Hundeteichschneise; ungefähr 100 m nördlich von der Rostock-Ribnitzer Straße, da, wo der Kilometerstein 16,2 steht.

Sie bedecken ungefähr eine Fläche von 40 qm, neun stärkere und eine Menge kleinerer Stämme bilden ein wildes Durcheinander. Es sind jedenfalls alles Söhne eines gefallenen Vaters, der vor 100 Jahren noch lebte. Eine „Beschreibung der Bäume und Sträucher, welche in Mecklenburg wild wachsen“ vom Jahre 1805 verzeichnet den väterlichen Stamm noch als lebend.

Im Rhöngebirge, im Bodetale, im Eisbusch in Westpreußen, bei Martinroda in Thüringen sind noch Eibenbestände anzutreffen. Ortsnamen wie Eibau und Eibenstock, Eibenschitz und Eibenspitze, Ebenhain und Ebenhorst und Ewendorf bezeugen, daß in früheren Zeiten der Eibenbaum häufiger war. Die noch erhaltenen Eibenbestände werden jetzt pfleglich behandelt und vor dem Beil des Holzhauers geschützt. Das verdient der Baum, denn er ist der Vertreter einer alten Zeit. Sein hartes Holz, das deutsche Ebenholz, wurde von den alten Germanen zu ihren Bögen benutzt. In Pfahlbauten bei Wismar sind Pfeil- und Harpunenspitzen aus Eibenholz gefunden worden. Kränze aus Eibenzweigen dienten zum Schmuck bei Opferfesten und zierten Grab und Sarg der Verstorbenen. Segen böse Geister schützten die Zweige des Baumes.

Die alten Römer, die übrigens, wie ihre Gräber zeigen, recht dauerhafte Gefäße aus dem Holze des Eibenbaumes herzustellen verstanden, hielten den Baum von der Wurzel bis zur Krone für giftig und waren der Ansicht, daß schon das Schlafen unter seinen Zweigen für den Ruhenden gefährlich sei und betäubend wirke. Die Wissenschaft hat denn auch nachgewiesen, daß das Laub des Baumes ein Gift enthält, das „Taxin“ übt betäubende Wirkung. Pferde gehen ein, wenn sie vom Laub fressen, Hasen und Rehe genießen Laub und Früchte ohne Schaden.



Eibenbaum.

Männliche und weibliche Blüten sind getrennt auf verschiedenen Bäumen zu finden. Unsere Eibebäume in der Heide sind männlichen Geschlechts.

Ist nicht die Eibe ein merkwürdiger Baum? Verdient sie es nicht, daß man sie mit einem Schutze umgibt?

Nahe am Südrande der Heide liegt das Bauerndorf Mönchshagen. Dort steht in einem Garten ein noch mächtigeres Exemplar von *Taxus baccata*. Auf gut ein und ein halbes Jahrtausend wird sein Alter geschätzt. Der weite Wald umgab ihn einst, und der wendische Jäger erlegte unter ihm den Wolf und den Bären. Bis

dann der Germane kam, den Wald rodete. Kornfelder breiteten sich, wo der Urwald sein Rauschen ertönen ließ. Aber der Ibenbom entging dem Beil und blieb mitten im angebauten Felde stehen. Bald umgaben ihn Obstbäume und Fruchtsträucher, Gartenblumen und Küchenfrüchte wuchsen zu seinen Füßen, und neue Sitte und Art entstand um ihn herum. Geschlechter neuer Menschen und junger Bäume hat er kommen und gehen sehen, er blieb, ein Ahasver unter den Dahinsterbenden. Ein Einsamer ist er, aber doch ein Kind der Heide, die im Norden den Horizont säumt.



## Winke für den Heidewanderer



**D**er richtige Heide-Wanderer — ich meine nicht den, der mit der Strandbahn hinfährt, eine Tasse Kaffee trinkt, ein Endchen am Kanal entlang wandert und dann eilt, um die Rückfahrt nicht zu versäumen — der richtige Heide-Wanderer also, dem gehört die ganze Heide. Der richtige Heide-Wanderer muß zwei gesunde Beine haben oder auch drei, wovon das eine hölzern, am besten eichen sein darf, eine Karte, doch die ist gar nicht so not, aber einen Kompaß und einen Rucksack. Daneben auch noch viele Zeit.

Dann wird er schon die Schönheiten der Heide finden, und ans Haus wird er auch schon wieder kommen. Die große Heerstraße, die von Marktgrafenheide nach Osten bis Hinrichshagen und dann nach Norden zu nach Graal verläuft, wird ihn immer wieder zurecht weisen. Im Osten aber der Heerstraße kommt er nachher an die lange Pöstenschneise, die mit dem wenig weiter östlich laufenden Stromgraben den städtischen Wald begrenzt.

Wenn der Wanderer aber doch einige Fingerzeige von einem annehmen will, der nun schon über 25 Jahre in der Heide umherwandert — hier sind sie:

Von drei Richtungen her kommt man zum Walde, von Warnemünde, von den Haltestellen Rövershagen, Rövershagen-Krug, Schwarzenpfort und Selbensande der Rostock—Stralsunder Bahn und von Müritzk und Graal aus. Für diesen letzten Ausgangspunkt führen drei Stellen in die städtische Heide: die Brücke über den Stromgraben am Strande, die Schleuse; die Brücke beim Forsthaus Torfbrücke und die Hammelsprungbrücke am Nordende des Indianersteiges.

1. **Zum Küstenwald.** Ihn erreicht der Müritzer und der Graaler Wanderer mühelos. Er braucht bloß aus der Haustür zu gehen und sich am Strande zu halten. Von Warnemünde aus führt auch ein Steig ganz an der Küste entlang zum Rosenort. Wer aber vom Süden kommt, den führen Pöstenschneise, Heerstraße, Rosenortschneise ans Meer.

2. **Zum Teerschweler.** Von Hinrichshagen aus geht man am Waldbrände entlang nach Osten zu, über den Forsthof Wiethagen. Von Rövershagen und Rövershagen-Krug kann man die Schwelerei am Rande des Waldes liegen sehen. Von Schwarzenpfof aus geht man den Dwarsweg, der gleich nördlich von der Straße nach Westen führt. Am Ende der Schneise läuft der Weg eine Strecke südlich.

3. **Brandts Kreuz** liegt etwas nördlich der Straße Markgrafenhöhe—Hinrichshagen. Beim Kilometerstein 6,4 führt nach Norden zu der Sandfurtsweg. Nach wenigen Minuten lenkt rechts der Weg nach dem Kreuz ab.

4. **Den Moorhof** erreicht man, wenn man den Sandfurtsweg weiter nach Norden zu verfolgt. Die Fortsetzung des Weges über die Ruhlschneise hinaus heißt Kellerheidenweg. Kurz vor dem Moorhof findet man auch rechter Hand dicht am Wege den Globusbaum. Kommt man mit der Bahn, so führt vom Forsthaus Wiethagen die Wiethäger Schneise nordwestlich bis nahe an die große Wiese dort trifft sie den Kellerheidenweg, der in einigen Minuten nach Norden zu zum Globusbaum und dann zum Moorhof führt. Von der Graaler Schleuse kommt man den Bloksbrückenweg, der beim „Stern“ von dem am Strande entlang laufenden Weg links abzweigt, im ganzen südwestlich wandernd zum Moorhof.

5. **Müggenburg.** Da hilft's denn nicht, du mußt zur Scheidenschneise, du weißt, die läuft vom Waldhaus zum Heiligensee. Pöstenschneise, Straße, Sandfurtsweg-Kellerheidenweg bringen dich von Süden hinan. Beim Kilometerstein 7,8 schneidet sich Straße und Scheidenschneise. Die erste Schneise, die westlich vom Schnittpunkt nach Norden läuft, bringt dich zum Dorfsteich. Aber laß dich nicht erwischen! der Jäger sieht's nicht gern, wenn du hier wanderst.

6. **Zum Waldhaus** findest du leicht: Die lange Pöstenschneise oder die Straße bis zum Kilometerstein 7,8, dann östlich die Scheidenschneise. Von Norden aus brauchst du die Straße nicht so weit zu verfolgen, bald hinter Torfbrücke führt halblinks der Teerosenweg zum Nordende der Pöstenschneise.

7. **Fort Hindenburg** erreicht man, wenn man von Markgrafenhöhe, sich westlich vom Kanal haltend, nach Nordwesten zu geht; an den Kossaten vorüber führt der Weg in den Wald. Kommt man zu Fuß von Warnemünde, so kann man vor dem Wald den Steig durch die Wiesen zur Küste gehen, an diesen entlang ist man in wenigen Minuten am Ziel.

8. **Borwinseiche.** Beim Kilometerstein 6,4 führt der Fesselbrandweg nach Süden. Ueber die Postwiesenschneise hinweg kommt man in einer knappen halben Stunde zur Eiche, die etwas westlich vom Wege steht. Man trifft dann bald die Bauernwiesenschneise. Ein wenig westlich, dann südlich gehts zum Schnatermann. Gerade aus aber

9. **Zum Stuthof und Kirchsteig.** Stuthof liegt am Südrand des Waldes. Nach Nordosten zu führt von hier der Stuthofer Kirchsteig bis zum Ausgang des Waldes. Dort hat man's nicht weit zur Heerstraße und nördlich nach Hinrichshagen und östlich nach Rövershagen.

10. **Die Huddelbäume.** Den nördlichen triffst du leicht. Vom Forsthaus Torfbrücke führt die Wiedortschneise nach Westen. Die erste Schneise, die nach Norden zu läuft, bringt dich hin. Die andern östlich von der Pöstenschneise sind schwer zu entdecken. Von Süden an gerechnet die zehnte Schneise, von Norden gezählt die siebente, die von der Pöstenschneise nach Osten zu laufen, heißt die Huddelbaumschneise. Südlich von ihr stehen die beiden. Findst du sie, so hast du Glück, sie haben keine Einfriedigung mehr und zeichnen sich nicht mehr recht von den andern Bäumen aus.

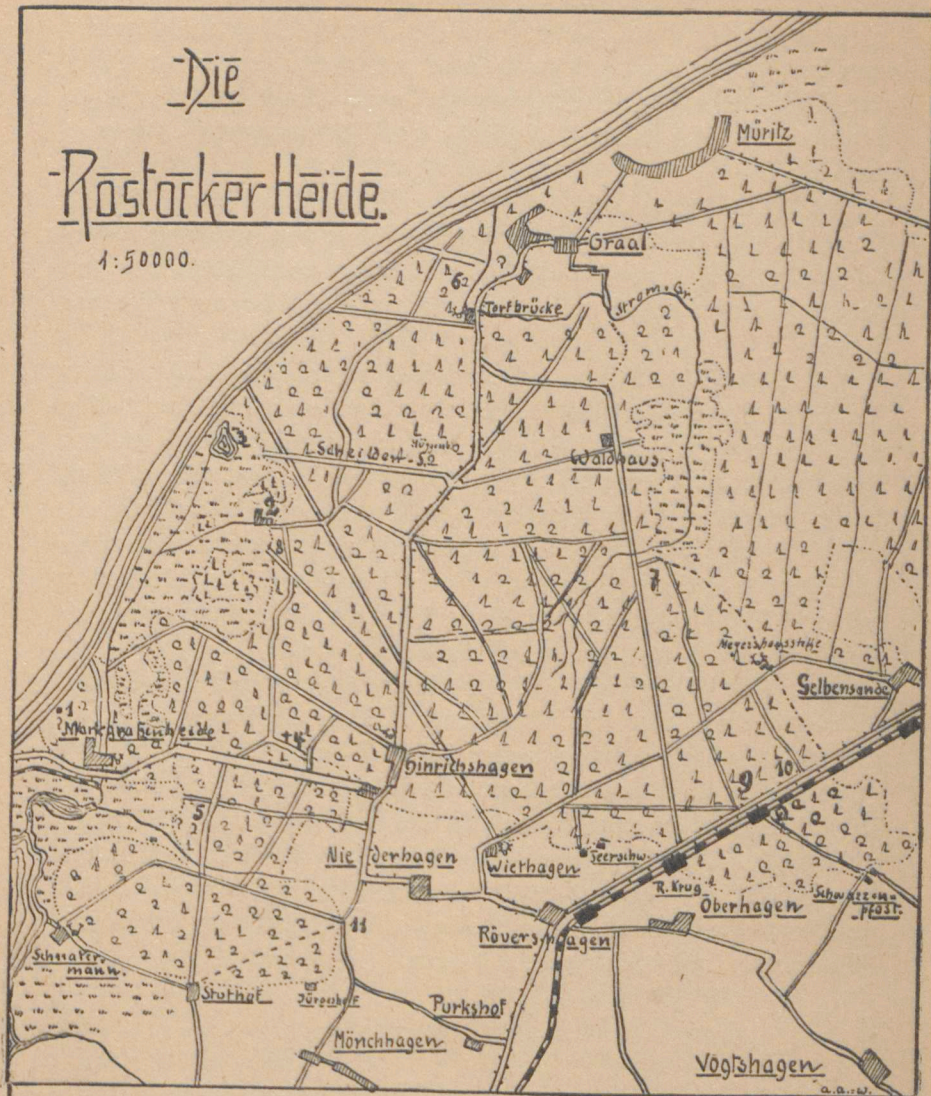
11. **Der Eibenbaum.** Beim Kilometerstein 16,2 der Straße Rostock—Ribnitz, vielleicht 100 m in den Wald hinein nach Norden zu, steht die Eibe. Etwas weiter östlich führt von der Straße die Hundeteichschneise nach Norden. Verfolgt man sie, so kann man bald über einen Abraum hinweg die Einfriedigung und die Bäume darin sehen. Der Mönchhäger Eibenbaum steht in eines Hofbesizers Garten. Mönchhagen aber siehst du noch auf unserer Heidekarte, die dir für dein Wandern im weiten grünen Walde im Lust- und Plänemachen zur Hand gehen möchte.





# Die Rostocker Heide.

1:50000.



- 1: Fort Hindenburg. 2: Moorhof. 3: Heiligensee. 4: Brandts Kreuz.  
 5: Borwins-Eiche. 6. u. 7: Huddelbäume.  
 8: Globusbaum. 9: Schwarzenpfost. 10: Eibenbaum. 11: Kirchsteig.

Im Verlage von Hermann Koch, Rostock,  
ist eine ausführliche Karte der Heide  
erschienen unter dem Titel:

# Wander - Karte

von der

# Rostocker Heide

Bearbeitet auf Grund des amtlichen  
Materials des Vermessungsamtes  
und herausgegeben von der Ge-  
meinnützigen Gesellschaft zu Rostock

Maßstab 1:25 000



Die Karte ist vorzüglich gearbeitet und absolut zuver-  
lässig. Es sind die von der Stadtverwaltung in der  
Heide angebrachten Wegemarken auf der Karte ver-  
zeichnet und auch die vom Verkehrsverein vorge-  
schlagenen Touren besonders hervorgehoben.

**Rostocker**  
**Möbelhalle der Tischler-Innung**  
m. b. H.

Sprechsprecher 171 **Rostock i. M.** Fr. Franzstr. 98/100

**Große Auswahl** **Mäßige Preise**

**„Hohe Düne“**  
**Warnemünde**

Beliebtester Ausflugsort an der  
Ostseite des Stroms

Moderne Restaurationsräum-  
lichkeiten

Den Heidewanderern besonders  
empfohlen

H. Grothe.

Ein köstliches Buch für das Mecklenburger Haus  
**Das öllste Mäkelbörger Osterpill**

dat sähräben is in dat Johr 1464 von Peter Kalff / bei Zisterzienserbraurer un  
magister curiae / dat is sonn' Ord Inspektor / up den Haw Redentyn in dat  
Karkspill Nieborg wier.

Ut dei olle Sassenprat in uns' hütiges Mäkelbörger Platt öwerdragen von  
Dr. G. Struck-Rostock.

Erste plattdeutsche Abersetzung des Redentiner Osterspiels.

Preis 7.20 Mk. einschließlich Teuerungszuschlag.

Verlag Behrend & Boldt, Rostock.



**Mahn & Ohlerich**  
**Bierbrauerei = Aktiengesellschaft**  
**Rostock i. M.**



**Größte Brauerei Mecklenburgs.**

Schönstes und immer noch billigstes  
**Tauf- u. Patengeschenk**  
**„Unser Kind“**

Aufzeichnungen aus den ersten Lebensjahren  
unsere ..... (Name des Kindes)

29. und 30. Tausend

in Vorkriegsausstattung und neuen modernen Einbänden

Ausgabe in Halbleinen Mk. 25.—, Ausgabe in  
weißem Halbleder, Titelaufdruck in echtem Gold  
und Goldschnitt (nur oben) Mk. 48.—, einschl.  
♦ ♦ Steuerzuschlag ♦ ♦

**Verlag Behrend & Boldt, Rostock**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

## Der gütige Wald

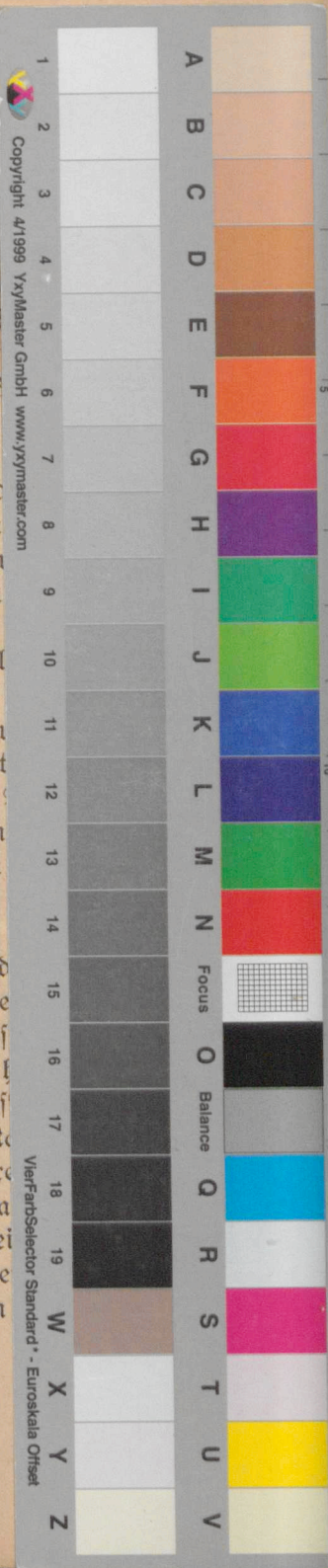


Im 6. Jahrhundert lebte unter den Fränkischen Dichtern ein Dichter mit Namen Venantius. Er nannte den deutschen Wald und nannte ihn Heide, weil er alles lieferte, was zum Leben notwendig war.

Das ist ein schöner Name auch für unsere Heide. Die Heide ist auch mir ein gütiger Wald, besonders in den Zeiten des Krieges gut bekommen. Ich habe ohne Gastgeschenk entlassen, wenn ich zum Besuche ein selbig Vergessen aller Herzensnöte, einen neuen Beruf, eine Arbeit, eine bis in die Spitzen mit gesunder Lunge, eine warme gemütliche Ofenecke. Die Heide liefert Bündeln, Wurzelkloben und Fichtenzapfen.

Weißt du noch, wie wir aus dem Bauernhause die Taschen, Taschen und Netze? Alles gefüllt mit goldenen Zapfen? Und keiner war unter 15 cm. Die Heide zu Hause zählten, waren's gerade 1001. Wie sie knisterten im grünen Ofen. Ja, die Heide ist mir allezeit ein gütiger Wald, und das ist mir in den harten Zeiten des Krieges gut bekommen.

Ich habe auch meine Apfelbäume in der Heide. Sie stehen im Ahlenbrock, am Hilgensee hin stehen sie ein Duzend. In dem einen Kriegswinter haben sie ein Zentner getragen, im andern kam ich zu spät, da sie schon geschüttelt, und die Sauen haben sie dann gefressen. Die Frucht nicht, so klein, daß sie sogar durch die Mehlpreise hindurchschlüpfen. Wer unvorbereitet ist, dem wird drei Tage das Sprechen schwer, und das Sprechen etwas schmerzlich. Aber mein Freund hat den Saft ausgepreßt, da sah er aus wie Malvasier, wie roter Burgunder. Und er hat die Suppe davon



auch meine Waldäpfel holen, wenn auf dem Kirchplatz wieder Bauernwagen voll Obst stehen.

Auch die Schlehenbeeren werde ich nicht verachten, wenn's uns wieder besser geht. Sie machen zwar auch einen engen Mund, „Maltreckers“ nennt sie darum das Volk, und in Wahlversammlungen würden sie sicher oft gute Dienste leisten. Aber wenn erst ein gelinder Frost über die Büsche gegangen ist, dann hat er viel von dem Sauren mitgenommen, die Suppe davon ist gut, und gedörrt halten sie sich lange. Am Moorhof, an der Stückenschneise stehen sie viel, und die Früchte sind so groß wie kleine Kirschen.

Für den Mittag liefert die Heide oft ein Pilzgericht. Unter den Bäumen des Maternmannreviers, aber auch an andern Stellen, wächst der Steinpilz, auch in der „kleinen Heide“ südlich des Kanals, findet man ihn viel. Auf den Farnschlägen stecken Hahnenkamm und der Maronenröhrling wird auch im Walde finden.

Die schönen großen Ton. Wenn aus legen, ich bleibe bei auch die Eicheln von und sie füllten die Tröge

es bequemer, sie trieben die Bloß, daß die Gefahr bestand, den ging. Der alte Sauhirt südlich hatte 1918 eine Sau verhütet: „Weit bei Düwel, Hett woll irgendwur Farken fregen.“ All sein Suchergebens. Ein wilder Eber, der sich bei den zahmen Sauen not machen wollte, hat dann den alten Mann jämmerlich geschlagen, so daß er den Tod davon nahm. Bis 1790 trieb man allgemein die Schweine in die Heide, und noch vor einem Menschenalter glaubte man die hellere Färbung der wilden Schweine darauf zurückführen zu können. Die Eichel- und Buchelmaß war in alten Zeiten der wertvollste Ertrag der Wälder, so im Vordergrund stehend, daß man bei den Wäldern als Maß benutzte: wieviel Schweine drin „feist“ werden können. Wo man Entfernungen mit einem „Sunnenblaff“ und „ne Piep Tobat“ bestimmte und